

Zentrum für Europäische Integrationsforschung
Center for European Integration Studies
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn



Ludger Kühnhardt
Tilman Mayer (Hrsg.)

Die Gestaltung der Globalität
Neue Anfragen an die
Geisteswissenschaften

Discussion Paper

**C195
2009**

Die Autoren:

Anne-Marie Bonnet ist Professorin für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte.

Marion Gymnich ist Professorin für Literaturwissenschaft am Institut für Anglistik, Amerikanistik und Keltologie.

Wolfram Hogebe ist Professor für Theoretische Philosophie.

Theo Kobusch ist Professor für Philosophie des Mittelalters.

Ludger Kühnhardt ist Direktor am Zentrum für Europäische Integrationsforschung und Professor für Politische Wissenschaft.

Volker Ladenthin ist Professor für Historische und Systematische Erziehungswissenschaft.

Tilman Mayer ist Professor für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte.

Sabine Sielke ist Professorin für Nordamerikanische Literatur und Kultur.

Dieter Sturma ist Professor für Philosophie unter besonderer Berücksichtigung der Ethik in den Biowissenschaften.

Die Autoren sind Professoren an der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

Inhalt

<i>Ludger Kühnhardt</i>	5
Die Gestaltung der Globalität. Eine neue Fragestellung für die Geistes- und Kulturwissenschaften	
<i>Wolfram Högbe</i>	13
Plädoyer für eine moderne Theorie der Weltgeschichte	
<i>Volker Ladenthin</i>	19
Erziehungswissenschaftliche Bemerkungen zur Globalisierung	
<i>Anne-Marie Bonnet</i>	29
Kunstgeschichte und Europas Beitrag zur Globalität	
<i>Sabine Sielke</i>	33
Globalität: Die Perspektive der Nordamerikastudien	
<i>Marion Gymnich</i>	41
Das Phänomen der Globalität aus anglistischer Perspektive	
<i>Dieter Sturma</i>	49
Ausdruck und Abbildung: Gegensätze in der Gestaltung der Globalität aus philosophischer Sicht	
<i>Theo Kobusch</i>	59
Globalität und die philosophische Idee der Weltverantwortung	
<i>Tilman Mayer</i>	63
Umgang der Politischen Wissenschaft mit dem Strukturmerkmal Globalität	

Ludger Kühnhardt

Die Gestaltung der Globalität

Eine neue Fragestellung für die Geistes- und Kulturwissenschaften

I. Die Grundidee, aus der Wirklichkeitswahrnehmung entstanden

Zu den zentralen, bisher aber nicht in kooperativer Form behandelten Anfragen an die geistes- und kulturwissenschaftliche Forschung gehört eine systematische und die Perspektive möglichst aller EU-Mitgliedsländer einbeziehende Untersuchung der Verarbeitung der Globalisierung in Europa.

In verschiedenen Einzeldisziplinen, die in der Philosophischen Fakultät vereinigt sind, wird über Aspekte geforscht, die sich explizit oder implizit mit Phänomenen der Globalisierung beschäftigen und/oder einen europawissenschaftlichen Bezug haben. Dabei verhandeln die meisten Fachdisziplinen relevante Fragen separiert voneinander: Sie erschließen das Einmalige einer Thematik und Konstellation. Eher selten werden in den Geistes- und Kulturwissenschaften Themen mit europawissenschaftlichem Bezug gemeinschaftlich untersucht. Am ehesten werden in dem Dreieck von Politik-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften Fragen mit europawissenschaftlichem Bezug gemeinschaftlich bearbeitet. Dabei handelt es sich um wichtige Teilaspekte im Blick auf die Entwicklung der Europäischen Union und ihrer Mitgliedstaaten. Ähnlich verhält es sich mit dem wissenschaftlichen Zugang zum Phänomen der Globalisierung. In beiden Themenfeldern

aber ist die geistes- und kulturwissenschaftliche Verbundforschung unterentwickelt und ausbaufähig.

Während die europawissenschaftlich interessierten Fächer über ihr Forschungsobjekt Europäische Union ein relativ klares Bild ihres Gegenstandes haben, herrscht über Definition und Reichweite der Globalisierung keineswegs wissenschaftlicher oder gesellschaftlicher Konsens.

Das Forschungsobjekt Europäische Union beziehungsweise das Forschungsfeld europäische Integration wird vorwiegend unter institutionenpolitischen Gesichtspunkten wissenschaftlich bearbeitet. Rechtliche, wirtschaftswissenschaftliche und politikwissenschaftliche Fragestellungen beziehen sich zudem auf die Politikfelder, die durch die europäische Integration berührt werden. Fragen nach der europäischen Identität greifen auch auf soziologische Kategorien zurück oder verbinden genuin europäische Themen mit den Methoden und Arbeitsfeldern einzelner Kulturwissenschaften.

Globalisierung bezeichnet den Prozess einer wachsenden, durch technischen Fortschritt induzierten weltumspannenden Verflechtung, der anfangs vor allem in der massiven Zunahme gegenseitiger Verbindungen und Abhängigkeiten im Wirtschaftsleben wahrgenommen wurde. Unterdessen ist Globalisierung von einem prozesshaften Vorgang zu einem Strukturelement der heutigen Zeit geworden – zur Globalität – wobei eine Bestandsaufnahme der vielschichtigen Aspekte dieses Strukturelements und seiner Auswirkungen in geisteswissenschaftlicher Perspektive bisher fehlt. Eine systematische Aufarbeitung der Frage, wie die Gesellschaften der Europäischen Union die Globalisierung nicht nur reaktiv, sondern auch aktiv gestalten, bleibt eine zentrale Aufgabe der europäischen Selbstverortung im Zeitalter der Globalität. Von einer solchen wissenschaftlichen Selbstverortung können Impulse zu einem besseren Umgang mit diesem Phänomen ausgehen.

Als alle Lebensbereiche durchdringendes Phänomen ist die Globalität hinsichtlich ihrer umfassenden gesellschaftlich-kulturellen Auswirkungen nur in der ganzen Bandbreite ihrer sie konstituierenden Einzelaspekte angemessen zu erfassen. Zum Zwecke einer umfassend und systematisch ange-

legten europäischen Selbstverortung läge es nahe, dass eine Reihe geisteswissenschaftlicher Disziplinen zu einer koordinierten Zusammenarbeit finden und mit den ihnen eigenen Methoden Beiträge zu einem Gesamtbild leisten.

II. Neue Fragestellungen an die Geistes- und Kulturwissenschaften

Vor dem Hintergrund des skizzierten Themas und der bisherigen Defizite der Forschung könnten aus unterschiedlichen Perspektiven geisteswissenschaftliche Analysen vorgenommen werden, die der Frage nachgehen, auf welche Weise die Gesellschaften der EU die zentralen Phänomene und Aspekte dieses neuen Zeitalters der Globalität gestalten. Dabei ist sowohl an die reaktive Folgenbearbeitung globaler Prozesse in der EU zu denken als auch daran, auf welche Weise europäische Beiträge geleistet werden, um Elemente und Strukturen der Globalität mitzuprägen und auszugestalten.

Im Kern eines solchen Forschungsprojekts würde es um drei aufeinander aufbauende zentrale Fragenkomplexe gehen:

1. Was ändert sich in Europa durch die Globalität? Welche Phänomene der Globalität induzieren Wandel in Europa? Was bewirkt dieser Wandel in den europäischen Gesellschaften?
2. Wie reagiert Europa auf den Wandel durch die Globalität? Wie gehen die europäischen Gesellschaften mit den durch die Globalität induzierten Phänomenen des Wandels um? Wie positionieren sie sich gegenüber externem Druck? Welche Anpassungsstrategien werden formuliert und umgesetzt?
3. Welchen Beitrag leistet Europa selbst zur Ausgestaltung der Globalität? Welche allgemeinen Möglichkeiten werden in Europa zur Beeinflussung der der Globalität zugrunde liegenden Prozesse gesehen? Welche Gestaltungspotentiale sieht Europa dabei für sich? Inwieweit nimmt Europa aktiv Anteil an der weiteren Entwicklung und „europäisiert“ damit das Zeitalter der Globalität?

Am Anfang eines solchen Forschungsprojekts muss die Reichweite der Fragestellung für alle beteiligten Disziplinen präzisiert werden. Dabei geht es darum, Eckdaten des Verständnisses vom gegenwärtigen Zeitalter der Globalität zu formulieren und diese auf das damit verbundene Phänomen des Wandels in Europa zu beziehen. Hieraus ergibt sich eine gemeinsame Basis bei gleichzeitiger Möglichkeit zur Nutzung der methodischen Vielfalt der beteiligten Fachbereiche zur Beantwortung der einzelnen Fragenkomplexe. Schließlich ist eine Themenaufbereitung und Themeneingrenzung erforderlich, die sich an wesentlichen Fragestellungen ausrichtet.

Zu den wesentlichen fächerübergreifenden Fragestellungen gehören unter anderem:

- Wer sind die Akteure und Agenten des Wandels und der Anpassung in Europa?
- Wie und durch wen werden die Rahmenbedingungen des Wandels und der Anpassung in Europa gesetzt?
- Wo liegen objektive, normative und funktionalistische Grenzen des Wandels und der Anpassung in Europa?
- Wer hat die Hoheit über die Definition von Normen- und Strukturwandel in Europa?
- Welche Rolle spielt der Zeitfaktor für Wandlungs- und Anpassungsprozesse in Europa?
- Welche Rolle spielen räumliche Faktoren für Wandlungs- und Anpassungsprozesse in Europa?
- Welche Aussagen können über die globalen Wirkungen der europäischen Wandlungs- und Anpassungsprozesse sowohl in ihrer hemmenden als auch ihrer beschleunigenden Dimension gemacht werden?

III. Fragen, die nach Fokus, Konzentration und Reflexion verlangen

Zu den Aspekten, die seitens beteiligter Fachdisziplinen unter Verwendung der ihnen jeweils eigenen Methoden zu behandeln wären, können unter anderem folgende Themen gerechnet werden:

- Die Reaktionen europäischer sozialer Strukturen auf Phänomene der Globalität.
- Die Auswirkungen globalisierungsinduzierter Entwicklungen auf Strukturen und Prozesse des Regierens in Europa.
- Die Auswirkungen globalisierungsinduzierter Entwicklungen auf Strukturen und Prozesse der politischen Kultur.
- Die Auswirkungen der Globalität auf Identitätsdiskurse in Europa.
- Die Auswirkungen der Globalität auf die literarische und künstlerische Produktion Europas.
- Medieninhalts- und Mediennutzungswirkungen infolge von globalisierungsinduzierten Vorgängen.
- Ethische und normtheoretische Konsequenzen der globalisierungsinduzierten Konfrontation europäischer mit nichteuropäischen Traditionen und Universalbegriffen.
- Die globalisierungsinduzierte Wandlung von Lebensstilen und Lebensentwürfen in Europa.
- Die Folgen der Globalität auf den Platz und die Wirkung von Religion im öffentlichen Leben Europas.
- Die Rolle von Sprache und Sprachenvielfalt im Zeitalter der Globalität.
- Auswirkungen der Globalität auf Funktion und Formen der Kommunikation.
- Die Wirkung der Globalität auf Bildungsinhalte und -strukturen in Europa.

- Die Wandlung der Wahrnehmung außereuropäischer Regionen im Lichte der Globalisierungserfahrung.

Damit ist nur der Ansatz eines weiten Spektrums von Themen angedeutet. Für eine systematische Forschungsleistung, die transdisziplinär angelegt wäre, wäre als erste Aufgabe eine gemeinsame, bündelungsfähige und theoretisch wie empirisch aussagefähige Fragestellung zu klären. Ohne ein solches akademisches Alleinstellungsmerkmal – einen theoretischen Rahmen und eine konzise Fragestellung – bliebe jeder fächerübergreifende Ansatz der Durchdringung der Ausgangsfrage diffus. Die Aufgabe zu kennen sollte aber nicht zur Folge haben, vor ihr zurückzuschrecken. Im Gegenteil, die Hypothesenbildung und Beleuchtung der verschiedenen möglichen Themenzugänge aus Sicht der Geistes- und Kulturwissenschaften ist selber bereits ein Teil der Gestaltung des Themas.

Europas Identität ist ein historisch gewachsenes multiples Gebäude. In einer historischen Betrachtungsperspektive lässt sich leicht ein über zweitausendjähriger Diskurs nachzeichnen und mit all seinen Spannungen, Transformationen und Brüchen rekonstruieren. Europa als politische Kategorie ist einerseits unauflösbar in diesen Identitätstraditionen verankert, andererseits als Europäische Union gegen viele der Identitätsstränge gesetzt. Europa ist kulturell das Gewordene, Europa ist politisch das zu werdende (wobei diese Dimension immer auch der Kultur zu eigen ist). Der gebotene Brückenschlag erfordert eine Neubestimmung der politischen Kultur Europas, zumal im Zeitalter der Globalisierung.

Zentral wird dabei die Frage sein, ob Europa einen zeitgemäßen Begriff seines spezifischen Universalismus erarbeiten kann. In der Kulturgeschichte Europas standen die großen Leitbegriffe in Kultur, Theologie und Politik, in Kunst und Literatur stets für einen universalen Anspruch. Europa definierte Begriffe, Normen, Dogmen als inhärent universalistisch. Im Zeitalter des Relativismus, der Selbstzweifel und der postmodernen Kulturtheorien ist dieser Universalismus-Anspruch arg in die Defensive geraten, ja häufig sogar diskreditiert worden. Im Zeitalter der Globalität aber sollte auch in Europa neu nach dem Begriff des Universalismus und seiner Universalisierbarkeit gefragt werden.

IV. Die politische Ausgangslage: diffus und widersprüchlich

Dabei präsentiert sich Europa heute in einem eigenwilligen Zwitterzustand. Auf der einen Seite hat sich die europäische Politik in eine Rhetorik des Prozesshaften versteift: alles ist im Fluss, jedes Thema lässt sich durch multilaterale Prozesse irgendwie managen, so lautet eine weit verbreitete Doktrin. Auf der anderen Seite projiziert Europa, ausgehend von der Erfahrung des europäischen Binnenmarktes, seine Normen als technische Standards mit universalem Geltungsanspruch. Kein Dokument zu Welthandelsfragen oder zur Partnerschaft mit irgendeiner Weltregion, bei der nicht von phytosanitären Normen bis zu Copyright-Normen und Klimaschutz-Normen europäische Standards angerufen werden. Norm-Universalismus ist zum Markenzeichen der Europäischen Union geworden.

Dies entlastet offenkundig von der Aufgabe, Normbegründungen oder Zielprojektionen mitzuliefern. Man konzentriert sich auf die Definition von „Standards“ und entledigt sich damit der Frage, welche inhärenten Normen und Werte diesen Standards zugrunde liegen oder welche Normen und Werte aus ihrer Anwendung erfolgen könnten. Dies mag Methode sein. Vielleicht ist es auch nur Gedankenlosigkeit, vornehme Zurückhaltung oder das kluge Umschiffen von innereuropäischen Bruchlinien des Denkens.

Es ist leicht, in China auf Normen für Steckdosen hinzuweisen, aber offenbar sensibel, die dort grassierende Kinderarbeit als Norm- und Wertproblem anzusprechen. Es ist leicht, im Gasgeschäft mit Russland auf technische Normen hinzuweisen, aber sensibel, auf Defizite im russischen Rechtssystem aufmerksam zu machen. Es ist leicht, im Dialog mit Afrika auf allgemeine Normen des good governance hinzuweisen, die sich auch in jedem UNO-Dokument wiederfinden, aber sensibel, die Frage nach strikten Kontroll- und Evaluierungsmethoden aufzuwerfen. Bis in die normativen Sphären der Politik hinein präferiert die EU eher „Standard“-Diskussionen als Normumsetzungs-Debatten. Technischer Norm-Universalismus steht

neben Normrelativismus oder einem Zustand der Stummheit gegenüber ethisch-moralischen Normaspekten.

Dieser Widerspruch kann indessen nicht von Dauer sein, wenn Europa ein globaler Akteur sein will. Die Projektion eigener Interessen, Werte und Normen geht über technische Standards, inklusive technische politische Standards, hinaus. Es erfordert ein Plädoyer für die normativen Gründe des technisch Gewünschten und mithin eine aktualisierte, auch sprach- und diskussionsfähige Darlegung der Universalansprüche europäischer Normen und Werte. Davon war lange nicht mehr die Rede. Europa hat Überprüfungs- und Erneuerungsbedarf, der weite Teile des geistig-kulturellen Hintergrundes und Resonanzbodens des Zeitalters der Globalität berührt.

Diese Gedanken mögen auf den ersten Blick abstrakt und akademisch erscheinen. Bei Lichte besehen haben sie große Wirkungen auf weite Teile der heute primär funktionalistisch reflektierten Globalisierungsthematik. Auf Dauer wird die Globalität nur gelingen, wenn nicht nur technische Standards, sondern in einer immer enger zusammenfindenden Welt auch normative, ethisch-moralische und geistig-kategoriale Standards etabliert werden können. Inmitten der Konsolidierung des politischen Projektes der europäischen Integration rückt mithin eine gewichtige geistig-kulturelle Frage in den Mittelpunkt der Aufgaben, vor denen Europa steht.

Es wird darauf ankommen, dass diese nicht rückwärtsgewandte Antworten findet, die Kultur in Antithese zum Politischen sehen. Es kommt vielmehr darauf an, den Blick nach vorne zu bewahren und die kulturelle Anfrage an Europa im Zeitalter der Globalität als eine eminent politische Frage, als eine zentrale Anforderung an die politische Kultur Europas, zu begreifen. Antworten werden diskursiv erwachsen, wie üblich im Dialog, in der Kontroverse und in Bemühungen um synthetisierende Kompromisse. Aber eine Wertegemeinschaft Europäische Union, die als Weltpartner globale Gestaltungsansprüche projiziert, wird sich im Bereich von Normen, Werten und Interessen nicht indifferent geben können und auch technisch-funktionalistische Begriffe zurückziehen können. Europas Aufgaben sind noch längst nicht erfüllt, weder für sich selbst noch im Dialog mit den anderen Regionen, Kulturen und Partnern in aller Welt.

Wolfram Högrefe

Plädoyer für eine moderne Theorie der Weltgeschichte

I. Moderne condition humaine nach der Postmoderne

Dass globalisierte Perspektiven zu erheblichen Teilen in höchst ambivalenter Weise einem *ludus globi* zuzurechnen sind, belegen schon Völkerwanderungen, Weltumsegelungen, Welthandel, Weltkriege und Weltmeisterschaften.

Mit solchen Großraumunternehmen *praktischer* Art korrespondieren Großraumprojekte *theoretischer* Art, zunächst sicher mythische, dann astronomische, und schließlich auch historische, jedenfalls seit Polybios, der im 2. Jahrhundert vor Chr. als erster den Geschichtskorpus in ein weltgeschichtliches Format eingestellt hatte.

Seither gibt es so etwas wie Weltgeschichte, in der Regel von fleißigen Historikern geschrieben, manchmal von interessierten Theologen, relativ selten von ambitionierten Philosophen wie z.B. Hegel, aber als Theorie der Weltgeschichte.

Alle diese Projekte verloren im vorigen Jahrhundert, spätestens nach Friedrich Nietzsche und trotz der Versuche von Jacob Burckhardt, Oswald Spengler und Arnold J. Toynbee ihre Reputation. Sie wurden selber Gegenstand von historischen Vergegenwärtigungen, wie in Karl Löwiths schönem Buch *Weltgeschichte und Heilsgeschehen*.¹

1 Karl Löwith: *Weltgeschichte und Heilsgeschehen*. Die theologischen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie, Stuttgart 2004.

Man vergaß gerne, dass Hegels Systemidee mit einer Theorie der Weltgeschichte abschloss. Irgendwie, das war Hegels Überzeugung, musste das Ganze der *condition humaine* schließlich ‚gerahmt‘ werden. Hier hätte es nicht unbedingt die Weltgeschichte sein müssen. Eine Seinsgeschichte, eine späte Erfindung von Martin Heidegger, tut es schließlich auch.

Lässt man aber solche Rahmungen *gänzlich* weg, fragmentiert geradezu zwangsläufig die *big story* der *condition humaine*. Wie so häufig machte man in dieser Situation in der ausgehenden zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus intellektueller Not eine modische Tugend. So wurde die Postmoderne geboren.

Was modisch für etliche Jahre bzw. wenige Jahrzehnte die Feuilletons füllte, konnte aber auf Dauer das intellektuelle Defizit nicht beheben. Man amputiert Hegel eben nicht kostenfrei, d.h. nicht ohne intellektuelle Kollateralschäden.

So ist die Frage unabdingbar, ob wir nicht wieder eine moderne Theorie der Weltgeschichte benötigen. Natürlich keine als Geschichte von Fakten, das war sie auch bei Hegel nicht. Aber doch im Kontakt mit Fakten. Das war sie auch bei Hegel. Die Frage, die hier anlässlich der Globalisierung ansteht, lautet also:

Wie ist eine moderne Weltgeschichte möglich?

Wie so häufig, ist uns in solchen Überlegungen die amerikanische Szene in einem gewissen Sinn voraus.

In allerdings durchaus eigenem Interesse als weltpolitischer Hegemon kam es seit den achtziger Jahren im Anschluss an ein früheres Buch aus den sechziger Jahren von William H. McNeill *The Rise of the West*² förmlich zu einer Hausse auf dem Aktienmarkt der Weltgeschichte, die sogar die amerikanischen Schulbücher erreichte.

Die *World History*-Strömung hat auch an den Universitäten ihren festen Platz gefunden. Sie versteht sich im Gegenzug zu den eurozentrischen Geschichtskonzepten als direkter Bestandteil der Globalisierung in der Pers-

2 William H. McNeill: *The Rise of the West. A History of the Human Community*, Chicago 1964.

pektive von *cross-cultural interactions*, von Konflikten zwischen Zentren und Peripherien und globalisierten Varianten ökonomischer und technischer *movements*. Denn die eurozentrischen Geschichtstheorien haben die historische Rolle der USA nicht hinreichend gewürdigt.

Max Lerner befand schon 1960: „Fast ausnahmslos gilt für die großen Geschichtstheorien, dass in ihnen Amerika als Träger einer eigenständigen Kultur keinen Platz findet.“³ Das schmerzte natürlich. Welcher aufrechte Amerikaner sieht sich spätestens seit der Landung auf dem Mond, wenn sie denn stattgefunden hat, noch gern als welthistorisches Rezidiv Europas?

Genährt von neuen Erfolgen wuchsen in der Tat die amerikanischen Ambitionen in Sachen Weltgeschichte. Darüber hinaus verstand sich diese amerikanische Großraumgeschichte qua *World History* ihrerseits noch eingebettet in eine *Big History*, die die Menschheitsgeschichte in die Geschichte des gesamten Universums einstellt.⁴ Weltgeschichte ist seither mit Vorschubleistung der Postmoderne, deshalb wurde dieses Dekonstruktionsgewächs in den USA ja auch geliebt, in amerikanischer Hand. Für eine Lektüre von Francis Fukuyamas Diagnose eines Endes der Geschichte⁵ brauchte man als Rezipient keine Hegel-Kenntnisse mehr mitzubringen, das amerikanische Modell war zum Zielhafen aller Geschichtsboote aus sich heraus verständlich vorgestellt. Die Interpretation Hegels von Alexandre Kojève wird zwar noch zitiert, die wesentlich wichtigeren Arbeiten von Joachim Ritter aber nicht.

II. Schneisenselektion der Weltdeutung

Wie aggressiv die Selbstbehauptung dieses Endes formuliert werden konnte, zeigte Samuel P. Huntington in seinem Drehbuch für die Weltpolitik des

3 Zitiert nach Samuel P. Huntington: Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert. München / Wien 1996, S. 539.

4 Hier zuletzt David Christian: Maps of Time. An Introduction to Big History, Berkely 2005, Vorwort von William H. McNeill.

5 Francis Fukuyama: The End of History and the Last Man, New York 1992.

21. Jahrhunderts *The Clash of Civilizations* von 1996.⁶ Die Idee der kulturellen Bruchlinienkriege und das Freund-Feind-Schema, die Huntingtons Großdiagnose profilieren, hat er von Carl Schmitt übernommen, nennt ihn aber nicht. Was er zitiert, ist das neue welthistorische Selbstbewusstsein von Max Lerner: „Amerika ist, was es ist – ein eigenständiges Kulturland (...), das als eine der historischen Hochkulturen mit gleichem Rang neben Griechenland und Rom tritt.“⁷

In Deutschland, natürlich weit entfernt von solchen Selbstpristinationen, korrespondieren die Arbeiten von Herfried Münkler mit solchen weltgeschichtlichen Ambitionen, zuletzt mit seinem Buch *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft*.⁸

Weltgeschichte ist als solche ein Unternehmen, bisweilen ein tabellarisches Übersichtswerk, das ohne alles intellektuelle Interesse ist. Oder sie tritt als Theorie der Weltgeschichte auf, als thematisch fokussiertes ‚Schneisenwerk‘, das eine historische ‚Schleppnetzfunktion‘ als *backing* für *Zeitdiagnosen* hat.

In einem grundsätzlichen Sinn ist also ein Unternehmen fällig, das die in Anspruch genommene ‚Schneisenselektion‘ eigens thematisiert. Das funktioniert aber nur, wenn Gründe für maßgebliche Perspektiven namhaft gemacht werden können.

Gute Gründe gibt es, wie in allen historischen Belangen, z.B. auf Seiten der Rechtsgeschichte. Der Wandel des Völkerrechts ist sicher ein globales Phänomen, zumal der Untergang des Projekts ‚Nationalstaat‘ sich hier bereits abzeichnet.

Konstitutives Kennzeichen eines Nationalstaats ist in hergebrachter Weise seine Souveränität. Dieser Artikel steht aber schon jetzt in den Lehrbüchern

6 Samuel P. Huntington: Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert. München / Wien 1996.

7 Max Lerner: Amerika. Wesen und Werden einer Kultur. Geist und Leben der Vereinigten Staaten von heute, Frankfurt am Main 1960, S. 64. Samuel P. Huntington, a. a. O., S. 539.

8 Herfried Münkler: Imperien: Die Logik der Weltherrschaft - vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten, Berlin 2005.

der Juristen zur Disposition. Matthias Herdegen: „Seit geraumer Zeit stellt sich (...) die Frage, ob Souveränität überhaupt noch einen Rechtsbegriff darstellt oder aber zur politischen Floskel herabgesunken ist.“⁹ Im Westen sind die Gründe für den Souveränitätsverlust natürlich unterschieden von solchen anderen Orts wie in Pakistan oder vielen Staaten Afrikas. Im Westen ist es ersichtlich ein argumentatives Selbstbehauptungsdefizit, das als ein durch und durch geschichtsvergessenes juristisches Kunstprodukt angesehen werden kann. Wo anders wie z.B. in Pakistan ist es ein Thema religiöser Unterminierung (Taliban), oder schließlich, wieder wo anders, ein Thema bloßer Korruption wie in Simbabwe oder anderen afrikanischen Staaten.

III. Fragen an eine zeitgemäße Theorie der Weltgeschichte

Fragen, die also im Zusammenhang mit dem Thema einer modernen Theorie der Weltgeschichte virulent werden, sind daher z.B. solche:

- Wie sieht die Welt, unterminiert wie immer, nach dem Untergang des Souveränitätsprinzips aus?
- Kann es dann überhaupt noch Staaten geben und wenn ja, was wären ihre neuen Fundamentalattribute?
- Wie kann es eine Weltgeschichte im Zerfallsprozess von Staaten überhaupt noch geben?
- Ist im Prozess einer Staatszerrüttung ein Rückfall in aggressive Kleingruppenstrategien unvermeidlich?
- Sind die *war-lords*-Strukturen der staatenlosen Großräume in Vorderasien (Kurdistan), Asien und Afrika nicht die flexibleren imperialen Formate, die auch aggressiven Migrationen, die historisch auch in Europa zweifellos vor der Türe stehen, erfolgreicher entgegenre-

9 Matthias Herdegen: Völkerrecht, 7. Auflage, München 2008, S. 197; dazu: Otto Depenheuer: Was wir verteidigen, in: FAZ 26.2.09, S. 8.

ten können, wie schon seinerzeit die *guerilla*-Taktik in Vietnam dem altimperialen Zugriff der Amerikanern?

Ein Subthema für ein denkbare Cluster innerhalb der geplanten Verbundforschung zum Thema einer modernen Theorie der Weltgeschichte wäre also in etwa: *Globalisierung als Staatszerrüttung*.

Im gesamten Projekt könnten und müssten ersichtlich Historiker, Rechts- und Militärgeschichtler, Philosophen und Ökonomen zusammenarbeiten.

Man darf übrigens nicht vergessen, dass der Terminus ‚Globalisierung‘ ursprünglich bloß einen Drohausdruck der Wirtschaft bezeichnete, mit dem Staaten im Hinblick auf die Steuerlast unter Druck gesetzt wurden, nach der Devise: ‚Wenn wir die Lohnstückkosten wegen der Steuern nicht reduzieren können, dann verlagern wir die Produktion in Billiglohnländer wie z.B. Ungarn, Thailand oder China‘.

Gelegentlich ist das auch praktiziert worden, häufig übrigens alles andere als erfolgreich.

Im Prinzip handelt es sich bei solchen angedrohten oder sogar vollzogenen Verlagerungen um neokoloniale Strategien. Imperiale Kolonien sind heute für westliche Staaten ja nicht mehr zu haben, ökonomische einstweilen noch.

Das haben die USA schon sehr früh begriffen, man denke nur an das ‚segensreiche‘ Wirken der amerikanischen *United Fruit Company* in Südamerika oder heutzutage an die amerikanische Firma *Monsanto* mit ihren gentechnischen Monopolversuchen, die derzeit auch in Europa im Maisanbau Fuß fassen will und – trotz einstweiliger Verzögerungen – auch wird, nachdem sie in Südamerika bereits erfolgreich ‚Abhängigkeiten‘ im alten Stil der *United Fruit Company* zustande gebracht hat.

Hier ist ein Cluster denkbar unter dem Titel: *Globalisierung als Neokolonialismus*.

Für die wissenschaftliche Bewirtschaftung wären dieselben Fächer einschlägig wie für das zuerst benannte Cluster. Denkbar ist allerdings auch, dass diese beiden Themen in andere Tableaus integriert werden könnten.

Volker Ladenthin

Erziehungswissenschaftliche Bemerkungen zur Globalisierung

I. Was meint „Globalisierung“?

Globalisierung – der Begriff ist vieldeutig und wird für Unterschiedliches verwendet.¹

- Meint „Globalisierung“ die Öffnung der Arbeits- und Warenmärkte, so dass nun, im Nachgang, die Politik der Nationen herausgefordert ist, sich zu den ökonomischen Fakten zu verhalten? Auf sie zu reagieren?²
- Oder ist Globalisierung gerade die Politik, die die Märkte geöffnet hat, und nun endlich auch den Schritt zu einer Weltpolitik, zu einer Weltregierung wagt, wie Kant sie schon – wenn auch skeptisch – imaginiert hat?³
- Oder ist „Globalisierung“ eine Ideologie, die neoliberale Version jener Forderung, dass sich die Proletarier aller Länder vereinigen sollten – nur, dass es jetzt nicht die Proletarier sind, die es sich auf die

1 Die Abgrenzungen, auch zur Vorgeschichte, Weltreich-Konzept („Alexander der Große“); Imperium Romanum; Heiliges Römisches Reich Deutscher Nationen; Abendland; Christenheit; Habsburger Weltreich; Die Internationale; Völkerbund usw. Safranski, Rüdiger: *Wieviel Globalisierung verträgt der Mensch?* München 2003.

2 Vgl. etwa: Beck, Ulrich: *Wie wird Demokratie im Zeitalter der Globalisierung möglich?* In: Beck, Ulrich (Hg.): *Politik der Globalisierung.* Frankfurt/M. 1998. S. 7-67.

rote Fahne schreiben, sondern die „Global Players“, die es auf der Visitenkarte stehen haben? Ist diese Globalisierung eine Ideologie, wie es jene war, „Falsches Bewusstsein“ mithin?

- Oder löst die Globalisierung uns endlich aus den Fesseln regionaler, nationaler oder ethnischer Vorurteile? Ist Globalisierung also die Vision vom „Ewigen Frieden“ (Kant)?

Diese Fragen kann die Erziehungswissenschaft nicht klären,⁴ aber sie ist von der Diskussion berührt, ja unmittelbar betroffen⁵ – zumindest im Hinblick auf die Schulpolitik oder die Curriculumtheorie:⁶

- Wird im Geschichtsunterricht aus der Nationalgeschichte, aus der eurozentrierten Perspektive nun endlich die von Hegel prospektierte Weltgeschichte – mit dem Verlust an regionaler Bindung?⁷
- Wird dann die im Deutschunterricht immer noch vorherrschende Literatur deutscher Sprache durch Goethes Vorstellung von Weltliteratur ersetzt?⁸
- Müsste die Sprachenfolge dann nicht nach globaler Häufigkeitsverteilung erfolgen, also (ich folge neuesten Zahlen) Mandarin, Englisch, Hindu, Arabisch... Was hätte diese Überlegung für Konsequenzen für die Sprachen, die an einer Universität angeboten werden?

3 Robert, Rüdiger (Hg.): Bundesrepublik Deutschland - Politisches System und Globalisierung. Eine Einführung, Münster 2003 (3. Aufl.).

4 Scheunpflug, Annette: Stichwort: Globalisierung und Erziehungswissenschaft, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft. (2003) H. 2.

5 Angilletta, Salvatore Pasquale: Individualisierung und Globalisierung und die Folgen für die Pädagogik, Opladen 2002.

6 Dolch, Josef: Lehrplan des Abendlandes, Ratingen 1971 (3.Aufl.).

7 Vgl. Habermas, Jürgen: Jenseits des Nationalstaats, in: Beck, Ulrich (Hg.): Politik der Globalisierung, Frankfurt/M. 1998, S. 67-84.

8 Vgl. Ladenthin, Volker: Vielsprachigkeit und Literaturunterricht. Zur Konzeption einer Literaturdidaktik im europäischen Zusammenhang, in: Wilhelm Wittenbruch, Hg., Europa - eine neue Lektion für die Schule?, Münster 1999 (= Münstersche Gespräche zu Themen der wissenschaftlichen Pädagogik: Heft 16), S. 78-88 (zusammen mit E. Czucka).

Wenn man die Globalisierung zum didaktischen Prinzip erklärt, kommt man zu „innovativen“ Überlegungen: Was soll die Schulpädagogik deutschen Kultusministerien raten, wenn sie – für feststehende Stundenzahlen – neue Lehrpläne schreiben? Chinesische Dynastien statt Deutsche Kaiser? Siedlungsformen in Australien statt niedersächsischem Hufen- und Hufendorf? Nagib Machfuß statt Heinrich Böll?

Oder verzichtet man ganz auf inhaltliche Empfehlung und beschreibt nur noch Kompetenzen, die von der quantifizierenden Psychologie aus den offensichtlich kulturinvarianten Denkstrukturen abgeleitet werden können: Zeitvorstellung entwickeln, Raumvorstellung entwickeln, Texte lesen und verstehen können. Eine solche Entscheidung allerdings hätte auch für die (universitären) Bezugswissenschaften der Schulfächer Konsequenzen: Warum mühevoll mittelalterliche Dokumente der Stadtgeschichte Kölns aus den Trümmern ziehen, wenn es künftig auch an der Universität doch nur um die Kompetenz „Quellenlesen“ geht – und diese Kompetenz kann man schließlich an jeder „Quelle“ üben.

Ich stelle bisher nur Fragen – aus meinem Fach, das ja nach der Lernbarkeit von fachlichen Inhalten fragt und dadurch auf die Wissenschaften angewiesen ist, die nun ihrerseits der Erziehungswissenschaft präsentieren, was sie unter einem Inhalt verstehen. Insofern liegt hier schon eine Dramatik:

Verändern sich die Fächer der philosophischen Fakultät unter der *Maßgabe* oder zumindest *Faktizität* der Globalisierung?

- Muss deutsche Geschichte an der Universität anders betrieben werden, wenn die Geschichte Mexikos ‚ersteinmal‘ die gleiche Bedeutung wie die deutsche Geschichte hat – und der Hölderlinsche Weltgeist oder die Hegelsche Eule der Minerva aus dem Orient nicht über Athen nach Rom und dann womöglich Berlin geflogen sind?
- Muss man Germanistik, Romanistik, Anglistik usw. anders betreiben, wenn sich die Abnehmer nicht mehr im germanischen, romanischen, angelsächsischen usw. sondern im globalen Paradigma bewegen? Bedeutet die Globalisierung die Umwandlung der Germanistik, der Romanistik, der Anglistik usw. in Literaturwissenschaft?

In Sprachwissenschaft? (Und der Spracherwerb wird in ein spezielles Lernzentrum delegiert?)

Ich stelle nur Fragen. Und ich frage weiter: Muss man unter der Sonne der Globalisierung *anderes* als bisher in den Wissenschaften der Phil. Fak. lehren? Muss man *anders* lehren?:

- Kompetenzen schulen statt Inhalte ausbreiten?
- Fähigkeiten trainieren statt Gewissheiten verschaffen?
- Also: Training statt Lehre?

Wird in einer globalisierten Welt dann die Psychologie mit den Prinzipien

- der Standardisierung,
- der Messbarkeit und
- der Vergleichbarkeit

zur neuen Leitwissenschaft für die Qualität von Wissenschaft, Forschung und Lehre?

II. Die vier Systematiken der Geisteswissenschaften

Ich möchte im Folgenden kurz diese beiden Fragen „Was sollen wir lehren und wie sollen wir lehren?“ (Fragen, die ja nicht nur auf die schulische, sondern auch auf die universitäre Lehre bezogen sind) ordnen und etwas konkreter auf die Fächer der Philosophischen Fakultät und ihre Methoden beziehen. Ist Globalisierung ein Prinzip, mit dem die Fächer der Philosophischen Fakultät rechnen müssen oder einfach nur eine Organisationsform, die uns als Wissenschaftler künftig noch mehr Reisen in die USA, nach China oder Australien beschert – weil nur noch internationale Kongresse Bedeutung haben und credit points in Forschung und Lehre einbringen? Was bedeutet „Globalisierung“ für die Kulturwissenschaften?

Die unterschiedlichen Fächer philosophischer Fakultäten (die man vielleicht vorläufig und unscharf als „Kulturwissenschaften“ bezeichnen kann) arbeiten in der Regel mit vier Ordnungsprinzipien: dem historischen und

dem systematischen, dem regionalen und dem universalen Ordnungsprinzip.

1. Das historische Ordnungsprinzip fragt nach der Chronologie, der Abfolge, den Einflüssen, Ursachen und Folgen (wie etwa die Geschichtsforschung, aber auch die Sprachgeschichte).
2. Das regionale Ordnungsprinzip fragt nach den lokalen Besonderheiten (oft verbunden mit historischen Fragen) wie etwa die Dialekt- oder Soziolektforschung, aber auch die Landesgeschichte oder die Sprachwissenschaften (Germanistik, Romanistik, Anglistik Amerikanistik usw., die den regionalen Bezug schon im Namen tragen).
3. Das systematische Ordnungsprinzip fragt nach dem (notwendigen, sinnvollen, systemischen) Zusammenhang von Teilaspekten, etwa in der Allgemeinen Sprachwissenschaft, der systematischen Philosophie, der Allgemeinen Pädagogik, der Literaturtheorie, der Medienwissenschaft.
4. Das universale Ordnungsprinzip fragt nach allgemeingültigen Regeln, etwa jenen des Spracherwerbs, der Kommunikation, der Vernunft, der Ethik,⁹ der Wissenschaft selbst.

Die sich zuerst lebensweltlich artikulierende Vorstellung von Globalisierung ist mit diesen vier Ordnungsprinzipien nicht ohne weiteres kompatibel.

Die Fächer der Philosophischen Fakultäten können das Prinzip der Globalisierung nicht „einfach“ integrieren. Es verhält sich „sperrig“ zu den vier Ordnungsprinzipien:

- Das Ordnungsprinzip des Globalen übergeht, z.B. als „Globale Geschichte“, die Bedeutsamkeit von Regional-, Landes- und Nationalgeschichten und von regionaler Identität.

9 Zirfas, Jörg: Globale Ethik, in: Wulf, Christoph / Merkel, Christine (Hg.): Globalisierung als Herausforderung der Erziehung, Münster 2002, S. 217-247.

- Der Universalisierung versagt sich die Globalisierung, da mit dem Umstand der Ubiquität noch nicht zugleich die Gültigkeit und Berechtigung des in Frage stehenden begründet ist. (So mag es überall auf der Welt eine Benachteiligung von Frauen in Wirtschaftsprozessen geben; sie ist „global“, aber damit nicht universal gültig und gerechtfertigt.)
- Ist das Ordnungsprinzip des Globalen in der Geschichte „nur“ eine neue Epoche (wie etwa das christliche Mittelalter mit ähnlichen „globalen“ Ansprüchen)? Ist es historisch einzuordnen – oder signalisiert es das Ende von Lokalgeschichten?
- Stellt das Ordnungsprinzip des Globalen eine neue Systematik dar, oder lässt es sich als Teil, als Aspekt in die alten Systematiken integrieren?

Aus diesem Umstand ergibt sich eine hochinteressante Fragestellung:

Wie wäre nun mit der Globalisierung historisch und systematisch umzugehen, wenn die bisherigen Ordnungsprinzipien der Kulturwissenschaften nicht einfach in das Prinzip der Globalisierung zu überführen sind?

- Wie verhält sich (systematisch) die Globalisierung zu den dem historischen, dem regionalen, dem systematischen und dem universalen Ordnungsprinzip?
- Ist die Globalisierung überhaupt ein Ordnungsprinzip?
- Ist das Ordnungsprinzip der Globalisierung den vier genannten Ordnungsprinzipien gleichgestellt - oder ist es ihnen *logisch* untergeordnet, dabei aber *faktisch* übergeordnet?

Speziell die Erziehungswissenschaft will der Frage nachgehen, was Globalisierung für die Fächerinhalte und Methoden der Fächer einer philosophischen Fakultät bedeuten.¹⁰

10 Wulf, Christoph/ Merkel, Christine (Hg.): Globalisierung als Herausforderung der Erziehung. Münster 2002.

III. Erziehungswissenschaftliche Fragen

Ich habe diese Fragen nicht ganz uneigennützig gestellt – denn die Teilgebiete der Erziehungswissenschaft bedienen sich ja der hier genannten vier Methoden – je nach Forschungsabsicht.

- Die Geschichte der Pädagogik hat sich zwar immer auch schon mit babylonischen oder altägyptischen Dokumenten beschäftigt – aber handlungsbedeutsam waren die griechischen „Götter“, Platon, Aristoteles, einige Lateiner (Quintilian), dann Augustinus, Thomas und schließlich die zentraleuropäischen Aufklärer. Pädagogik in Deutschland ist eurozentriert.¹¹ Vielleicht sogar national.
- Schulpädagogik ist Ländersache – wer sich in Deutschland wissenschaftlich mit der Schule beschäftigt, kann gar nicht global argumentieren, weil er das nächstliegende Schulministerium als einzigen handlungsbedeutsamen Gesprächspartner hat. Schulpädagogik bleibt bis zu einer Verfassungsänderung „regional“. Ist PISA die Ausnahme oder wird PISA zur Regel?
- Die Fächer der Pädagogik haben einen Sachzusammenhang; der ist systematisch. Führt eine Globalisierung zu neuen „Bindestrich-Pädagogiken“?¹²
- Und schließlich sind die Prinzipien pädagogischen Handelns universal. Sie erheben den Anspruch, in jeder Kultur und zu jeder Zeit gültig zu sein. Hat das Globale bei dieser Sachlage mehr als nur einen heuristischen Wert? Oder gewinnt es Bedeutung unterhalb der prinzipiellen Schwelle? Etwa wenn angesichts von Prinzipien Lehrpläne geschrieben werden müssen. Muss ein für NRW oder Bayern gültiger Lehrplan, mit Annette von Droste Hülshoff in Westfalen und Franz Xaver Kroetz im Deutschunterricht in Bayern, auch in Singapur gültig sein?

11 Vgl. Ladenthin, Volker (Hg.): Philosophie der Bildung, Bonn 2007 (Klassiker Denken Bd. 4).

12 Bödecker, Anna: Globalisierung und Bildung: Veränderungen im Bildungssystem - eine kritische Betrachtung aktueller gesellschaftlicher Prozesse, Saarbrücken 2008.

Die Globalisierung ist eine Herausforderung – und zwar für das Wissenschaftsverständnis selbst. Müssen wir den Grundbegriff der Geltung, der Wahrheit künftig durch den der Akzeptanz ersetzen – weil wir uns global gar nicht verständigen können, ob es überhaupt Wahrheit gibt?

Wie ist es global um die Gültigkeit der Diskursregeln bestimmt? Wer bestimmt die Diskursregeln – und mit welchen Mitteln (oder Regeln) bestimmt er sie? Selbst wenn wir nicht von der kulturellen Imprägnierung der Bestimmung von Diskursregeln ausgehen,¹³ bleibt die Frage, ob die Vernunft überhaupt und letztlich das richtige Regelsystem ist, um vernünftiges Handeln zu bestimmen? Wäre das nicht bloß ein Zirkelschluss? Wir begründen mit vernünftiger Sprache die Gültigkeit von vernünftiger Sprache und daher in der (nicht legitimierten) Anwendung die in ihr vorausgesetzten Annahmen! Was aber, wenn die Sprache nicht Medium von Wahrheit, sondern prominentes Medium von Irrtum wäre?¹⁴ Oder anders gefragt: Wie können Vernunft und Sprache (= Argumentation) legitimiert werden, ohne schon Vernunft und Sprache (als kulturspezifische Herrschaftsmittel) einzusetzen? Ohne von unseren globalen Gesprächspartner abzuverlangen, dass sie sich in Vernunft und Sprache zu artikulieren haben?

Wer hat die Diskursregelhoheit? Wir stoßen hier auf ein Legitimationsparadox mit globalen Folgen: Bei der Legitimation von Regeln für den Diskurs wenden wir schon jenes Mittel an, das wir doch erst legitimieren wollen. Wir stoßen an dieser Stelle auf eine Grenze der Vernunft. Wie aber ist dann globale Kommunikation möglich?

Global, d.h. im Austausch mit traditionellen Gesellschaften, sehe ich hier das Hauptproblem. D.h. wie begründen wir das Globale, ohne schon auf die Begründung als dem einzigen Modus von Vernunft zurückzugreifen?

13 So unterstellt Jürgen Habermas zwar eine universelle Gültigkeit der von ihm aufgezeigten Regeln (= Implikationen jeden Kommunizierens) – wenngleich er sie, im Unterschied zu Karl-Otto Apel nicht als „letztbegründet“ ansieht. Vgl. Apel, Karl-Otto: Das Apriori der Kommunikationsgemeinschaft und die Grundlagen der Ethik, in: Ders.: Transformation der Philosophie. Bd. II. Frankfurt/M. 1993. S. 358-435.

14 Vgl. Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne [1873], in: Colli, Giorgio / Montinari,azzino (Hg.): Nietzsche. Werke. Kritische Gesamtausgabe. Dritte Abt. Bd. II. Berlin / New York 1973, S. 367-384.

IV. Forschungsvorhaben

Konkret gesprochen möchte ich mich auf drei Untersuchungsfelder orientieren.

IV.1.

Herauszuarbeiten wäre eine die globale Entwicklung bedenkende neue Curriculumtheorie, die sowohl auf der prinzipiellen Ebene, d.h. auf der Ebene der regulativen Ideen, wie auf der faktischen Ebene, d.h. der exemplarischen Durchführung argumentiert; und zwar sowohl für die allgemeinbildenden Schulen wie auch für Hochschulen.

IV.2.

Eine Revision der Bildungstheorie, in der die Frage nach dem Verhältnis von Universalität und Globalität thematisiert wird.¹⁵

IV.3.

Die Frage, wie angesichts prinzipiell unterschiedlich argumentierender globaler Kulturen – ich hebe jetzt nur die (zumindest nachhegelianische) Inkompatibilität von traditionaler Argumentation und systematischer Argumentation hervor – Geltungsansprüche formuliert und legitimiert werden können – oder – noch vorsichtiger formuliert – wie Kommunikation zwischen traditionellen und rationalen Gesellschaftstypen möglich ist. Meine Vermutung: Das Erzählen wird hier die maßgebliche Vermittlungsform sein; man wird also die Erzähltheorie im Hinblick auf traditionale und auf systematische Argumentationstypen neu auslegen müssen.

15 Vgl. kritisch: Rekus, Jürgen: Bildung – eine universelle Aufgabe. Zur Kritik der Globalisierung im Bildungswesen, in: Fuchs, B. / Schönherr, Chr. (Hg.): Urteilkraft und Pädagogik. Beiträge zu einer pädagogischen Handlungstheorie, Würzburg 2007, S. 185-196.

Anne-Marie Bonnet

Kunstgeschichte und Europas Beitrag zur Globalität

Im Bereich von Kunstgeschichte und -wissenschaft waren Aspekte der Globalisierung schon immer konstitutiver Bestandteil des Faches. Ein Großteil der Kunstgeschichte ist mit Aspekten von Kulturtransfer und -austausch befasst, seien es die Folgen der Völkerwanderung, der Kreuzzüge oder großer kultureller Umwälzungen und deren Propagierung wie z.B. der Renaissance oder 'der Moderne'. Fragen von Zentrum und Peripherie oder gegenseitiger Einflüsse und der Konditionen dafür gehören zu den fundamentalen Fragen kulturwissenschaftlicher Kunstgeschichte spätestens seit Alois Riegl, Aby Warburg und George Kubler, um nur einige der Denkmodelle zu nennen.

Für die Überlegungen zum Projekt der Fakultät erscheinen die europäischen Kategorien 'Moderne' und/oder 'Kunst' besonders sinnvoll; an ihnen lassen sich Aspekte der Globalisierung studieren und bewältigen, wurden sie doch gerade in den letzten 20 Jahren im Zusammenhang des wachsenden postkolonialen Bewusstseins grundlegend revidiert.

Spätestens seit den Ausstellungen 'Inklusion-Exklusion' sowie documenta X und 11 ist unübersehbar, dass die Bildenden Künste transnationale und transkulturelle Sachverhalte verhandeln; nicht zuletzt spricht auch das Thema der aktuellen Biennale in Venedig («Welten machen») für sich. Diese Phänomene können nicht mehr nur mit den Methoden traditioneller Einfluss-Kunstgeschichte bewältigt werden, sondern erfordern eine Revi-

sion der Zugriffsmodi und die Adaption der Vorgehensweisen des Kulturtransfers: Rezeption wird als aktiver Austausch und kreativer Produktionsprozess verstanden.

Insbesondere im Bereich der Kunsthistoriographie der Moderne, die von Anfang an fundamental international war, sind der Austausch zwischen Kulturen und die gegenseitigen Wahrnehmungen zu bewältigen; dies hat zu konsequenter Überwindung des eurozentrischen Blicks geführt. Speziell in der per se internationalen und transkulturellen Moderne lassen sich Fallbeispiele für das geplante Verbundprojekt ('Bewältigung der Globalität') entwickeln: So stehen z.B. die sog. Orientalismus-Debatten (Mitte des 19. Jhdt.) und die Exotismus/Primitivismus-Diskussionen (Jahrhundertwende/Beginn des 20. Jhdt.) im Zentrum der Genese der Moderne.

Ein weiteres Fallbeispiel könnte die Rolle der Abstraktion als Weltsprache sein, diente doch das sog. 'Informel' zwischen 1955 und 1965 nicht nur innerhalb Europas sondern auch zwischen Europa und Nordamerika und sogar bis nach Korea, also gleichsam weltweit, als Katalysator zur Entwicklung eigener Modernität und zur Identitätsfindung.

Die weltweite Diffusion dessen, was als 'modern' bzw. als 'Kunst' aufgefasst wurde, könnte als Fallstudie für Europas Beitrag zur Globalisierung dienen. 'Modern', lange identifiziert mit 'westlich' (zunächst = europäisch, später = nordamerikanisch), wurde auch mit 'fortschrittlich' gleichgesetzt. Die Demontage dieser Hegemonie und dieses Vorurteils gehört zu den Errungenschaften der Bildenden Künste der Postmoderne. Die künstlerischen Praktiken und die Institutionen zu deren Propagierung, Distribution und Vermittlung (Ausstellungen, Messen, Museen, Kunstkritik und -geschichte) sind mit der Revision bisheriger eurozentrischer und westlicher Kategorien befasst. Die seit jeher methodisch polyfokal (kulturwissenschaftlich, medienwissenschaftlich, bildwissenschaftlich) orientierte Kunstgeschichte ist eine Disziplin der Interpretation und Vermittlung, eine Übersetzungswissenschaft und erscheint daher besonders geeignet, um im Rahmen postkolonialer Revision ihrer Vorgehensweisen Modelle zur transkulturellen Verständigung zu entwickeln; immerhin gingen ihr darin zahlreiche künstlerische Praktiken der letzten 20 Jahre voraus.

Die interdisziplinären Fähigkeiten von Kunstgeschichte und -wissenschaft sind in den letzten Jahren besonders in der Kunsthistoriographie der Moderne oft auch an den Grenzen zur Ethnologie erprobt worden, galt es doch, die bisherige Art des Kategorisierens menschlicher Hervorbringungen zu überprüfen: Alle Artefakte sind jenseits bisheriger Klassifikationen und Hierarchisierungen (Kunsthandwerk, Angewandte Kunst, E-Kunst, U-Kunst etc.) zunächst als kulturelle Leistungen zu achten!

Ob man in der Kunst nun eine «Anthropotechnik» (Sloterdijk) sieht oder neue Denkmodelle zur Moderne (Nicolas Bourriaud: Altermodern) vorschlägt, die zeitgenössische Kunstwelt versucht aktiv und kritisch, eurozentrische Vorurteile zu überwinden und neue Wege zu inter- und transkultureller Verständigung zu entwickeln. Gegenwärtige Bestrebungen, eine 'Weltkunstgeschichte' zu etablieren (siehe die Debatten um das Berliner Humboldt-Forum), bergen die Gefahr, aufs Neue Deutungshoheiten zu schaffen und zu verteidigen. Stattdessen muss es aber darum gehen, ein Netzwerk zu interkultureller Verständigung zu entwickeln!

Sabine Sielke

Globalität: Die Perspektive der Nord-amerikastudien

Globalität lässt sich als der Zustand beschreiben, der durch die schon seit der Entdeckung der „Neuen Welten“ währenden und durch Industrialisierung, Modernisierung und Technologisierung beschleunigten Prozesse der Globalisierung bedingt ist – Prozesse, die vielfältige Auswirkungen auf Abläufe des Handels und der Wirtschaft, der inter- und transnationalen Beziehungen, der sozialen Hierarchien und Machtstrukturen und der Formen, Funktionen und Effekte kultureller Praktiken gehabt haben. Diese Prozesse – und das ist für meine Vorüberlegungen zentral – haben auch die wissenschaftlichen Disziplinen selbst, ihre zentralen Konzepte, Parameter und Theorien und damit auch ihre Analysemethoden in den letzten Jahrzehnten maßgeblich verändert. In den Literatur- und Kulturwissenschaften haben sie u. a. die Fokussierung auf die Entwicklung nationaler Literaturen und Kulturen fundamental in Frage gestellt. Das gilt auch für die American Studies, die seit ihrem Aufkommen in den 1930er Jahren und nicht zuletzt aufgrund ihrer Transdisziplinarität Methodenreflexion ins Zentrum ihrer Arbeit stellen und deren Begrifflichkeit sich mit der Analyse von Prozessen der Globalisierung verändert und erweitert hat.

Sprach man seit den 1950er bis in die späten 1980er Jahre von drei Welten – der „First World“ des Westens, der „Second World“ als der Welt des Kommunismus und der „Third World“ als der dekolonialisierten Welt – ist seit Anbeginn der 1990er von einer globalisierten Welt hybrider Kulturen die Rede. Als ein Effekt des Dekonstruktivismus und im Zuge des Erstar-

kens postkolonialer Theorien, die sich mit Rückgriff der Arbeiten von Aimé Césaire, Albert Memmi und Frantz Fanon aus den 1950er und 60er Jahren seit den späten 1980ern mit den Literaturen und Kulturen ehemaliger Kolonien, insbesondere des British Empire, befassen, ist der Begriff des Internationalen durch den des Transnationalen abgelöst worden, während gleichzeitig Betrachtungen von Regionen und Regionalität neue Bedeutung gewannen. Ins Zentrum rückten ferner Prozesse der Migration, das Zusammenleben in multikulturellen Gesellschaften, die Hybridität aller Kulturen, das Konzept des „Third Space“ als Effekt von u. a. (post-)kolonialer Mimikry (vgl. die Arbeiten von Homi Bhabha) sowie Fragen und Konflikte ethnischer Identitäten.

In der Forschung verkehrte sich dabei auch das Verhältnis von „margin and center“. Was lange Zeit als marginales Minoritätenproblem verstanden wurde, rückte in das Zentrum wissenschaftlicher Aufmerksamkeit. Die Hispanisierung der USA beispielsweise beschäftigt die Amerikastudien bereits seit einigen Jahrzehnten und hat schon in den 1960er Jahren die Chicano/Chicana Studies begründet. Mittlerweile verstehen sich die American Studies als „comparative studies“, die mit transdisziplinären Methoden die USA, Kanada und Mexiko kultur- und systemvergleichend in den Blick nehmen. Die Öffnung unserer Perspektiven in den pazifischen Raum hat die Forschungslandschaft in den Amerikastudien weiter verändert. Und angesichts des Volumens der Filmproduktionen aus „Bollywood“ hat Hollywood schon längst die Alleinherrschaft über die „Traumfabriken“ eingeübt. In den American Studies wurde im Zuge dieser Entwicklungen der Begriff des „Amerikanischen“ zunehmend problematisch und auf der Jahrestagung der American Studies Association im Jahre 1998 von seiner damaligen Präsidentin Janice Radway als eigentlich verzichtbar deklariert. Susanne Rohr prägte mit ihrer Lektüre des US-amerikanischen Romans *The Corrections* (2000) von Jonathan Franzen den Terminus „novel of globalization“ (Rohr).

Seit den 1960er Jahren hat sich darüber hinaus der Kanon US-amerikanischer und kanadischer Literaturen maßgeblich erweitert und schließt mittlerweile die Produktionen von Autor(inn)en und Künstlern unterschiedlichster ethnischer Provenienz ein, womit auch gleichzeitig die

Bezugssysteme europäischer Kulturen einem Wandel unterzogen wurden. Begriffe wie „world music“ und „world literatures“ sind mittlerweile allorteten etabliert. Und was der junge amerikanische Musiker Zach Condon mit seiner Band Beirut z. B. auf seiner ersten CD *Gulak Orkester* (und kürzlich auch in der Kölner Philharmonie) zu Gehör brachte, ist einerseits eine Hommage an insbesondere osteuropäische Musiktraditionen und projiziert dabei andererseits dennoch ganz neue Alte Welten. Gleichzeitig haben sich die European American Studies nach 1989 maßgeblich erweitert; zu ihnen gehören nun seit geraumer Zeit schon eine „Russian American Studies Association“. Und am Bonner Nordamerikastudienprogramm war von 2005 bis 2008 das von der DFG-geförderte Netzwerk „The Futures of (European) American Studies“ – ein Kooperationsprojekt von Doktoranden und Habilitanden der Universitäten Bonn, Freiburg, Heidelberg und der Freien Universität Berlin – tätig, um u. a. die spezifischen Standpunkte der europäischen Nordamerikastudien zu lokalisieren. Der Amerikanist Ulfried Reichardt hat an der Universität Mannheim das Graduiertenkolleg „Formations of the Global“ mitbegründet. Alle diese Projekte fragen nicht zuletzt nach dem Verhältnis von Globalisierung und Amerikanisierung und von Globalisierungskritik und Antiamerikanismus.

Die Frage, die für die Vorüberlegungen zu einem Forschungsverbund zum Thema „Globalität“ von den Initiatoren ins Zentrum gerückt wurde, ist die nach der europäischen Reaktion auf die Prozesse der Globalisierung. Grundsätzlich würde ich hier etwas anders formulieren: Denn Europa reagiert nicht nur, sondern hat die Prozesse der Globalisierung von Anbeginn und bereits vor der Entdeckung der neuen Welten maßgeblich mit in Gang gesetzt. Und Europa ist in diese wechselseitigen Prozesse der Globalität weiterhin eingebunden. Aus der Perspektive der Amerikastudien stellt sich in diesem Zusammenhang daher zuallererst die Frage nach der Veränderung des transatlantischen Verhältnisses unter dem Vorzeichen der Globalität. Entgegen der landläufigen Annahme einer Entzweiung und zunehmenden Distanz sehe ich jedoch vielmehr eine Annäherung zwischen USA und Europa, die sich ihrer gleichgelagerten Positionen und Interessen wieder zunehmend bewusst werden. Dies wird – paradoxerweise – insbesondere in der derzeitigen ‚Finanzkrise‘ deutlich, einer Krise des Kapita-

lismus, die aber nicht überall in gleicher Weise verläuft, wenngleich sich auch in China die Wachstumsraten bereits beachtlich verringert haben. Bei uns ist es die Krise der Automobilbranche, die uns die wirtschaftliche Verflechtung Deutschlands mit den USA am Fall Opel und General Motors allzu deutlich vor Augen führt.

Der spezifische „Kulturkonflikt“ und die Kommunikationsschwierigkeiten, die sich seit Ende des Kalten Kriegs zwischen Europa und USA beobachten ließen, sind jedoch nicht zuletzt dadurch bedingt, dass sich beide Seiten in einer Phase der Transformation des eigenen Selbstverständnisses befinden. Während die USA neue Ziele ihres missionarischen Eifers suchen (und finden), versucht Europa, sich neu zu erfinden und greift in seinen Debatten um die politischen Strukturen eines erweiterten Europas dabei auch auf das US-amerikanische Modell des *e pluribus plurum* zurück. Die Annäherung findet gleichzeitig aber auch in der Fremdwahrnehmung durch z. B. Indien, China und Brasilien statt, die Europa und die USA als „den Westen“ verstehen. Und sie ist immer noch tiefer Bestandteil der Selbstwahrnehmung des Verhältnisses der USA zu Europa und Deutschland. So unterstreicht auch Jeremy Rifkins *The European Dream: How European's Vision of the Future is Quietly Eclipsing the American Dream* (2004) die gemeinsamen Werte mehr als die vermeintlichen transatlantischen Verstimmungen. Und die Liste solcher ‚Annäherungen‘ lässt sich beliebig verlängern: Die Diskussion um die vermeintliche Zunahme der Bedeutung von Religion(en), ist nicht zuletzt durch die Politik der USA inspiriert, die über eine religiös motivierte „Leitkultur“ verfügt (die viele hierzulande gerne etabliert wüssten). Aber auch der allmähliche Wandel unseres Verständnisses von (Populär-)Kultur wäre hier zu nennen, der das (nachhaltige) Konzept der Kulturindustrie Adornos und Habermas' durch den Begriff der „creative industries“ abzulösen beginnt.

Besonders spannende Themen für eine Engführung der Frage nach der spezifischen Position Europas im Kontext der Globalität ist für die Kulturwissenschaft im Allgemeinen und die Nordamerikastudien im Besonderen die Frage nach dem Umgang mit Konzepten und institutionellen Strukturen, die ein Produkt der Prozesse der Globalisierung sind, die aber aus den USA nach Europa reimportiert werden: Was heißen Migration und Multikultura-

lismus in Europa? Welche kulturellen Veränderungen signalisieren Transformationen alter und Adaptationen neuer Begriffe? Was heißt es, dass aus dem „Gastarbeiter“ der 1960er und 70er Jahre zunächst der Ausländer, dann der Mitbürger und schließlich der Mensch mit „Migrationshintergrund“ wird? Warum ist für uns der Begriff, nicht aber der politische Prozess der Integration so wichtig? Und warum beklagen wir die Entwicklung von „Parallelgesellschaften“, ein Wort, das die USA nicht kennen, auch wenn sie maßgeblich auf der Existenz von Parallelgesellschaften fundieren? Ebenso wie die deutsche Debatte um die „Leitkultur“, ist auch das Konzept der „Parallelkultur“ ein Effekt der Globalisierung. Und gleichzeitig sind „Parallelgesellschaft“ und „Leitkultur“ Begriffe, die genau dann signifikant wurden, als in unseren eigenen Reihen mehr und mehr – ethnisch deutsche – Mitbürger das Interesse verloren, sich in unsere Gesellschaft zu integrieren; oder anders formuliert: sich nicht mehr zugehörig, sondern ausgegrenzt fühlen.

Wenn in Deutschland seit 1996 von ethnischen „Parallelgesellschaften“ geredet wird, so spricht daraus sowohl ökonomische und politische Angst als auch ein gewisser Grad von Unwissenheit darüber, wie sich Multikulturalismus an anderen Orten organisiert. In den USA und Kanada ist die Debatte um den Multikulturalismus und seine kulturelle Praxis sowohl eine Antwort auf die Folgen von Masseneinwanderung und Migration als auch eine Strategie, ungelösten Konflikten zwischen Anglo- und Frankokanada bzw. Weißen und Schwarzen zu begegnen. Die Konzentration auf diese Konflikte von Separatismus und Segregation umschifft gleichzeitig jedoch das grundlegende Merkmal beider Multikulturen: die kulturelle Ausgrenzung der Indian oder First Nations. Allzu gerne jedoch werden hierzulande die USA und noch lieber Kanada heranzitiert, wo der Multiculturalism Act Multikulturalismus 1985 zum politischen Programm machte. Nicht selten kommt es dabei zu gravierenden Missverständnissen. Wenn der Europarat mit dem Slogan „Alle gleich, alle anders“ gegen Rassismus und Xenophobie vorgeht, greift er gleichzeitig in die Trickkiste des US-amerikanischen und südafrikanischen Rassismus – *separate, but equal*. Beispiele wie diese zeigen nicht nur, wie schwer es ist „zwischen Respekt gegenüber Differenz und Verachtung für das Andere zu trennen“ (Malik 15). Sie zeugen auch

davon, dass sich ‚fremde‘ Konzepte und Institutionen nicht einfach in andere Gesellschaften ‚integrieren‘ lassen, sondern stets mit Transformationsprozessen einhergehen. Oder anders formuliert: Auch in solchen Appropriationsprozessen wird deutlich, dass sich die Beziehung zwischen Eigenem und Anderem immer als reziproker Dialog gestaltet.

Multikulturalismus selbst ist also ein multikulturelles Phänomen – das in unterschiedlichen geopolitischen Kontexten höchst unterschiedliche Ausformungen erfahren hat. Während man in Kanada auf Staat und Politik setzt, vertraut man in den USA auf die Nachhaltigkeit ‚uramerikanischer‘ Werte und Prinzipien. Historisch gewachsen und bedingt lassen sich diese Modelle multikultureller Politik jedoch nicht transkulturell übertragen. Vielmehr werden wir Multikultur im Rahmen unser eigenen ‚Vorgeschichte‘ gestalten müssen – oder uns die Wege in eine Gesellschaft kultureller Anerkennung weiter verbauen. Dass auch europäische Varianten des Multikulturalismus Gefahr laufen, ökonomische Differenzen festzuschreiben, dass ‚[d]ie Idee des Multikulturalismus [...], wie die der Rasse‘ auch hier zu einem ‚Versuch‘ werden kann, ‚sich mit Ungleichheiten in einer Gesellschaft abzufinden, die sich zur Gleichheit bekennt‘ (Malik 17) liegt in der Natur oder besser: in der Kultur der Sache. Dies genauer zu untersuchen, wäre ein spannendes Projekt.

Von Interesse wären ferner die Ausdeutung von Konzepten wie ‚diversity‘ und ‚diversity management‘ im europäischen Kontext; die zunehmende Dominanz von Begriffen US-amerikanischer Provenienz in der Betriebswirtschaft (z. B. Human Resources) oder der Kommunikationstechnologie (z. B. Network); die Veränderung von Diskursen der Werbung (zu beobachten bei United Colors of Benetton, Ritter Sport und der Automobilbranche, die zunehmend mit ‚sichtbaren Minoritäten‘ arbeiten); aber auch die Dominanz von Ästhetiken der Erinnerungskulturen, die global Verwendung finden, jedoch US-amerikanischer Provenienz sind. Es stellt sich für mich die (Forschungs-)Frage, welche Strukturveränderungen aus solchen Appropriations-, Adaptionen- und Aneignungsprozessen folgen und wie sich in der Folge auch die Beziehungen Europas zu den USA verändern. Die derzeitigen Annäherungen zwischen europäischen und US-amerikanischen Kulturen bergen meines Erachtens die Chance, dass das transatlantische

Verhältnis sich wegbewegt von einer Polarität, in der die einen die USA als „Leitkultur“, die anderen sie als „kulturlos“ und „kriegstreiberisch“ betrachten, hin zu einem produktiven Dialog über kulturelle Gemeinsamkeiten und Differenzen und mögliche Welten.

Marion Gymnich

Das Phänomen der Globalität aus anglistischer Perspektive

I. Kulturkontakte in der Literatur

Das Phänomen der Globalität scheint in erster Linie ein politisches, soziales und wirtschaftliches Phänomen zu sein.

Spezifische Ansätze zur Beschreibung und theoretischen Erfassung der relevanten Prozesse sind bislang sicherlich dominant in den Wirtschafts-, Politik- und Sozialwissenschaften zu finden.

Die Auseinandersetzung mit Globalität aus der Sicht der Literatur- und Kulturwissenschaft stellt eine interessante Herausforderung dar und kann interessante Fragen inhaltlicher, theoretischer und methodologischer Art aufwerfen.

So vermag die Kulturwissenschaft einen Beitrag zu Antworten auf die Frage nach den Differenzmerkmalen der aktuellen Form von Globalität im Vergleich zu anderen, älteren Formen des Kulturkontakts zu leisten.

Das, was aktuell als Globalität aufgefasst wird, hat letztlich neben der wirtschaftlichen, sozialen und institutionellen Dimension auch eine kognitive Dimension, die u.a. über die Literatur und andere fiktionale und nicht-fiktionale Medien verhandelt wird.

Für Großbritannien ist eine globale Perspektive auf kultureller Ebene schon aufgrund der historischen Rolle des Landes als Kolonialmacht nichts völlig Neues.

Schon die englische Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts ist voller Bezüge auf das *British Empire*.

Der postkoloniale Theoretiker Edward Said hat bekanntlich sogar argumentiert, dass der britische Roman des 18. und 19. Jahrhunderts eine zentrale Rolle bei der Konstruktion und Perpetuierung imperialistischer Vorstellungen gespielt hat.

Es bleibt zu überprüfen, ob Positionen zur Globalität in der Gegenwart in ähnlich breiter Weise in der Literatur verhandelt und verbreitet werden.

Globalität umfasst heute aus britischer Sicht zumindest drei Dimensionen oder relevante Bezugspunkte, die sehr unterschiedliche historische Implikationen und Wertigkeiten aufweisen.

Die aktuelle Globalität muss aus britischer Sicht erstens vor dem Hintergrund der Relation zu jenen Ländern und Regionen gesehen werden, zu denen durch die Geschichte des *British Empire* historisch gewachsene, aber durchaus auch problematische Beziehungen bestehen (Stichwort Commonwealth).

Zweitens war für Großbritannien immer auch die transatlantische Perspektive von zentraler Bedeutung, vermutlich sogar von größerer Bedeutung als für jeden anderen Staat Europas.

Drittens ist natürlich auch die Situierung innerhalb Europas für die globale Perspektive Großbritanniens von Bedeutung und scheint in mancher Hinsicht eine größere Herausforderung darzustellen als für die meisten anderen Staaten Europas.

Wie diese verschiedenen Dimensionen der Globalität sich gegenseitig beeinflussen, ist eine zentrale Fragestellung hinsichtlich der Globalität in Großbritannien.

II. Die kritische Perspektive

Die Frage nach dem durch Globalität induzierten Wandel lässt sich speziell in Bezug auf die britische Literatur wie folgt beantworten:

Neben dem offensichtlichen Phänomen einer in den letzten Jahrzehnten stetig anwachsenden multikulturellen Literatur in Großbritannien, die auch wiederholt mit Literaturpreisen wie dem renommierten *Booker Prize* ausgezeichnet wurde, lässt sich in der britischen Literatur als Reaktion auf die Globalität vor allem ein zunehmendes Interesse an der nationalen Identitätsstiftung feststellen.

Ein zentraler Effekt der Globalität scheint in Großbritannien die in den letzten Jahrzehnten zu beobachtende Tendenz zu einer Rückbesinnung auf die eigene kulturelle Identität zu sein, die in verschiedenen Zweigen der Kultur festzustellen ist.

Lässt man die Entwicklung der britischen Literatur seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs Revue passieren, so fällt auf, dass sich parallel zur zunehmenden Globalisierung in den letzten Jahrzehnten ein wachsendes Interesse für Fragen der nationalen und kulturellen Identität abzeichnet.

Von den 1950er Jahren bis in die 1970er Jahre standen in der britischen Literatur vor allem Fragen individueller Identität im Vordergrund.

Diese wurden freilich vielfach zu gesellschaftlichen Aspekten wie dem britischen Klassensystem oder auch der Frage der Gleichberechtigung der Geschlechter in Bezug gesetzt, wobei der Akzent in der Regel auf der Situation im Großbritannien der Gegenwart lag.

John Osbornes bekanntes Drama *Look Back in Anger* (1956) und die Werke der sogenannten *Angry Young Men* seien exemplarisch für diese thematische Ausrichtung der britischen Literatur genannt.

Seit den 1980er Jahren fällt ein verstärktes Interesse britischer Autoren und Autorinnen an der eigenen, nationalen Vergangenheit und an der kulturellen Identität auf.

Die Renaissance des historischen Romans in Großbritannien seit den 1980er Jahren ist m.E. im Zusammenhang mit der Entwicklung in Richtung einer zunehmenden Bedeutung der Globalität sowie im Zusammenhang mit der europäischen Einigung zu sehen.

Europa und die europäische Einigung erscheinen innerhalb der britischen Literatur und Kultur als hochgradig ambivalente Konzepte – und sie wer-

den oft als Herausforderung für die nationale und kulturelle Selbstdefinition betrachtet.

Peter Ackroyds Roman *English Music* ist ein Beispiel für einen Roman, der schon durch den Titel den Bezug zur Definition von *Englishness* deutlich zu erkennen gibt.

In Texten wie Julian Barnes' Romanen *Cross Channel* und *England, England* erfolgt eine überaus ironische Auseinandersetzung mit dem britischen Bemühen um eine Definition der nationalen Identität und um eine Abgrenzung vom europäischen ‚Kontinent‘.

Der eben erwähnte Roman *England, England* von Julian Barnes entwirft ein dystopisches Bild von Großbritannien, in dem der Verfall Großbritanniens infolge von Tourismus und ‚big business‘ prognostiziert wird.

Der Titel ‚England, England‘ bezieht sich auf einen ‚theme park‘, in dem Touristen aus aller Welt auf engstem Raum, nämlich auf der Isle of Wight, mit allen wichtigen Touristenattraktionen Englands und mit der Verkörperung nationaler Stereotypen konfrontiert werden.

Nach der Eröffnung des *theme park* verliert Großbritannien seine Attraktivität für Touristen, steuert in den finanziellen Ruin und zugleich in die Isolation innerhalb Europas, auf wirtschaftlicher wie auch auf politischer Ebene.

Ängste angesichts der Globalität und des wachsenden politischen Einflusses der EU werden in diesem Roman satirisch überspitzt dargestellt.

Wie dieser Roman exemplarisch zeigt, lässt sich in der Literatur oft eine interessante Verhandlung der Implikationen der gegenläufigen Prozesse der Entgrenzung und der Grenzziehung identifizieren.

II. Die USA als das Andere der Identitätsstiftung

Eine Akzentuierung der nationalen Identität und eines britischen Sonderwegs angesichts der zunehmenden Globalität lässt sich auch in anderen Bereichen der britischen Kultur und gerade auch in der Populärkultur ausmachen.

Die Etikettierung und Stilisierung der britischen Popmusik als ‚Brit Pop‘ wäre beispielsweise in diesem Kontext zu nennen.

Auch die erfolgreiche britische ‚heritage industry‘ mit ihren Verfilmungen literarischer Klassiker, etwa der Romane von Jane Austen oder Charles Dickens, für Kino oder Fernsehen ist zu erwähnen.

In verschiedenen Bereichen der britischen Kultur wird somit offenbar intensiv an einem nationalen Selbstbild gearbeitet, um angesichts der Globalisierung eine Selbstvergewisserung zu erreichen.

Viele Produkte der britischen Kultur haben aber auch großen Erfolg auf internationaler Ebene.

Dies gilt sicherlich für die britische Literatur, aber auch für den britischen Film und britische Popmusik.

Insofern kann der britischen Kultur durchaus ein gewisser Beitrag zu einer Europäisierung der Globalität zugeschrieben werden.

Die ‚kulturelle Mimikry‘ in den Kriminalromanen einer Autorin wie der Amerikanerin Martha Grimes, deren Texte sich als ‚typisch britisch‘ geben, könnte vielleicht als exemplarisch für diese Entwicklung betrachtet werden.

Eine starke transatlantische Perspektive ist nicht nur in der britischen Politik deutlich spürbar, sondern findet auch in der Literatur ihren deutlichen Niederschlag.

Von Oscar Wildes bekannter Geschichte „The Canterville Ghost“ vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zu den Universitätsromanen von David Lodge oder auch den Werken Penelope Livelys zieht sich die Auseinandersetzung mit den USA durch die Geschichte der britischen Literatur.

Dabei fungieren die USA zumeist als der für die eigene Identitätsstiftung relevante ‚Andere‘.

III. Interkulturalität und Transkulturalität

Für wissenschaftliche Projekte mit dem Fokus ‚Globalisierung‘ aus Sicht der anglistischen Literatur- und Kulturwissenschaft bietet sich erstens ein

Anknüpfen an die Forschung zu Repräsentationen des Eigenen und des Fremden an, die innerhalb der Anglistik eine breite Tradition vorweisen kann.

Viel diskutierte (und alles andere als unumstrittene) Konzepte wie Interkulturalität und Transkulturalität beispielsweise schlagen sich in diesem Zweig der Forschung nieder und bieten Anknüpfungspunkte für die Beschäftigung mit Globalität.

Der Fokus auf Globalität könnte sicherlich auch auf theoretischer Ebene zu einer Neuperspektivierung der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Konstruktion von Vorstellungen des ‚Anderen‘ beitragen.

Zudem bieten erinnerungskulturelle Zugänge aufgrund der bereits erwähnten Rückbesinnung auf die Vergangenheit einen gewinnbringenden Ansatz zur Beschäftigung mit den Auswirkungen von Globalität.

Auch die Inszenierung von Medienereignissen stellt für die Frage nach dem Verhältnis Großbritanniens zur Globalität einen interessanten Untersuchungsgegenstand dar.

Die Beerdigung von Prinzessin Diana zählt sicher zu den wichtigsten britischen und globalen Medienereignissen des letzten Jahrzehnts.

Dieses Medienereignis wurde in sehr starkem Maße als nationales Medienereignis und Beitrag zur nationalen Identitätsstiftung inszeniert.

Wesentliches Instrument war dabei die Stiftung einer imaginären Verbindung zu der zur nationalen Ikone stilisierten Verstorbenen.

Die Beerdigung von Prinzessin Diana steht als Medienereignis, das einen Beitrag zur Identitätsstiftung auf nationaler Ebene zu leisten vermag, in der Tradition älterer ‚royaler‘ Medienereignisse, wie etwa der Krönung Queen Victorias zur Kaiserin von Indien oder auch der Krönung von Elisabeth II.

Die Auseinandersetzung mit der Frage, inwieweit die Olympischen Spiele in London als nationales und/oder als globales Ereignis inszeniert werden, bildet m.E. ein interessantes Projekt.

Im Bereich der audiovisuellen Medien wäre es aber beispielsweise auch interessant, die Rolle von BBC World innerhalb der Konkurrenz der Nach-

Das Phänomen der Globalität aus anglistischer Perspektive

richtensender und speziell im Vergleich zu dem amerikanischen Konkurrenten CNN zu untersuchen.

Betrachtet man Literatur nicht nur als Symbolsystem, sondern auch als Sozialsystem, dann sind aus literaturwissenschaftlicher Sicht natürlich auch die Bedingungen für die Publikation und Vermarktung von großem Interesse.

Der globale Buchmarkt sieht aufgrund der weiten Verbreitung des Englischen als Erst- und Zweitsprache gerade für englischsprachige Texte sehr vielversprechend aus.

Dieter Sturma

Ausdruck und Abbildung: Gegensätze in der Gestaltung der Globalität aus philosophischer Sicht

1. Das Fallbeispiel Menschenrechte

In ethischer Hinsicht erlangt der europäische Menschenrechtsgedanke eine Sonderstellung dadurch, dass aus einem europaspezifischen Kontext heraus universalisierungsfähige Entwicklungen eingeleitet, etabliert und weiter entwickelt werden. Der Eigensinn der europäischen Tradition der Menschenrechte erschließt sich entsprechend in interner wie in externer Perspektive. Die interne Perspektive hängt von der Binnenstruktur der auf die modernen Menschenrechte zulaufenden Ethiktradition Europas ab. Aber erst die externe Perspektive macht die Erträge der europäischen Idee der Menschenrechte kenntlich, die in einen interkulturellen Diskurs eingebracht werden können. Die Konvergenz von Internalität und Externalität ist der systematische Grund für die Universalisierungsprobleme, die in interkulturellen Diskursen auftreten.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich aus dem Sachverhalt, dass das Universalisierungskonzept eng mit Individualisierungsgedanken verbunden ist, die in ausgeprägter Form nur im abendländischen Kulturraum auftreten. Das Selbstverständnis von Personen, frei und verantwortlich handeln zu können,¹ bildet den Kern anthropologischer und ethischer Selbstverhältnisse des modernen Europa, der in den modernen Menschenrechtserklärungen

1 Zu Begriff und Selbstverhältnissen der Person siehe Dieter Sturma, *Philosophie der Person. Die Selbstverhältnisse von Subjektivität und Moralität*, Paderborn 1997.

schließlich seinen Ausdruck gefunden hat und sich eng mit den politischen Werten der Demokratie und Rechtsstaatlichkeit verbindet. Dieser Sachverhalt ist von der Kritik der vielfältigen skeptizistischen und relativistischen Gegenbewegungen in der europäischen Ethik nicht grundsätzlich, sondern nur in jeweils konkreten inhaltlichen Ausprägungen, betroffen.

Einen bedeutsamen Theorievorschlag zur Verbindung von Individualität, Universalismus, Interkulturalität und Multikulturalität hat Jean-Jacques Rousseau vorgelegt.² Sein Modell kann für die gegenwärtige Theoriesituation, die nicht zuletzt durch lokale ethische Spezifizierungen – wie *african values* oder *asian values* – gekennzeichnet ist, eine systematisch viel versprechende Argumentationsperspektive bereitstellen, die Ausdifferenzierungen zwischen geltungstheoretischen Universalisierungen und der Kritik an Idealisierungen bzw. heimlichen eurozentristischen Wertsetzungen ermöglicht. Rousseau entwickelte sein Modell vor dem Hintergrund von ethischen und politischen Erfahrungen der Mitte des 18. Jahrhunderts, die für die praktische Umsetzung des Menschenrechtsgedankens schlechthin entscheidend sind.

An der Herausbildung der Ethik der Menschenrechte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigt sich ein überaus bedeutsames Entwicklungsphänomen: Ethische Innovationen erweisen sich als systematische bzw. systematisierte Reaktionen auf transnational gemachte Erfahrungen. Lokale Ereignisse wie die Zustände im vorrevolutionären und revolutionären Frankreich sind Quellen ethischer Entwicklungen, die sich in ihren begründungstheoretischen Zügen von den kontingenten Anlässen lösen und in interkulturelle Entwicklungsprozesse einmünden. Dieses Entwicklungsphänomen lässt sich auch im Fall der Entstehung der Menschenrechtserklärung von 1948 beobachten, in deren Zustandekommen transnationale Unrechts- oder Ungerechtigkeits Erfahrungen konstitutiv eingegangen sind.

Die europäische Gesellschaft bildet zwar eigene Formen von Moralität und Ethik aus, sie betreffen jedoch nur deren institutionelle und nicht-institutionelle Ausgestaltung. Es gibt bislang keinen Grund, daran zu zweifeln, dass sich Vorstellungen von Freiheit, Zurechenbarkeit, Anerkennung

2 Vgl. Dieter Sturma: Jean-Jacques Rousseau, München 2001, S. 72 ff.

und Gegenseitigkeit in allen bekannten Kulturen ausdrücken. Auch gelungstheoretisch ist im Fall der Menschenrechte nicht von eurozentrischen Setzungen auszugehen. Den der europäischen Gesellschaft eigentümlichen individualethischen Einstellungen stehen universelle Normen und die Entwicklung von Universalisierungsverfahren gegenüber – das lässt sich insbesondere an der Entwicklung der Menschenrechte in der europäischen Gesellschaft beobachten, die eine Universalisierungsdynamik entfaltet haben, die die Grenzen genuin europäischer Politik schon längst überschritten hat.³

Aus dem philosophiehistorischen und kulturgeschichtlichen Paradigmenwechsel in der institutionalisierten und nicht-institutionalisierten Ethik lässt sich entnehmen, dass normative Innovationen in der europäischen Gesellschaft nicht nur Entdeckungen sind, sondern sich multikulturell und interkulturell geteilten Erfahrungen verdanken. In diesen Erfahrungsprozessen manifestieren sich strukturelle Entwicklungen, die sich formal als Abfolgen von Konflikten, Dialogen und Konsensbildungen verstehen lassen, aus denen schließlich die verschiedenen Kodifizierungen der Menschenrechte hervorgehen.

II. Das Universalisierungskonzept

In ethischer Hinsicht scheinen die strukturellen Entwicklungen von Konflikt, Dialog und Konsens die Gestalt einer Gesetzmäßigkeit anzunehmen. Ausgangspunkt sind die im europäischen Kontext geteilten Unrechtserfahrungen, aus denen sich Übergänge zu normativen Forderungen ergeben, mit denen sich wiederum politische und ethische Auseinandersetzungen im öffentlichen Raum verbinden. Diese Auseinandersetzungen setzen sich in gesamtgesellschaftlichen Dialogen fort, die im Idealfall zu partiellen Konsensbildungen führen. Weiter gehende normative Forderungen, die sich an die Konsensbildungen anschließen, zielen auf egalitäre und materielle

3 Siehe Stefan Gosepath / Georg Lohmann (Hg.): Philosophie der Menschenrechte, Frankfurt/M. 1998; Otfried Höffe: Demokratie im Zeitalter der Globalisierung, München 1999; Hauke Brunkhorst / Wolfgang R. Köhler / Matthias Lutz-Bachmann (Hg.): Recht auf Menschenrecht. Menschenrechte, Demokratie und internationale Politik, Frankfurt/M. 1999; Stefan Gosepath / Jean-Christophe Merle (Hg.): Weltrepublik, Globalisierung und Demokratie, München 2002.

Ausweitungen. Dieser Vorgang zeigt sich exemplarisch an der Entwicklung der Menschenrechte, die nach der anfänglichen Privilegierung einzelner gesellschaftlicher Gruppen auf alle Menschen ausgeweitet werden und deren normative Forderungen über traditionelle Grundrechte im engeren Sinne hinaus auch Recht auf Arbeit, Bildung und Teilhabe am kulturellen Leben einschließen. Der nächste Schritt dürfte die Bewältigung der bioethischen Herausforderung sein. Das gilt gleichermaßen für die sich in diesem Zusammenhang stellenden Fragen nach sozialer Gerechtigkeit und nach dem Schutz entstehenden und vergehenden menschlichen Lebens.

Das dem europäischen Menschenrechtsgedanken zugrunde liegende Universalisierungskonzept orientiert sich konzeptionell an dem politischen und ethischen Austausch von Gründen. Bei der systematischen Ausgestaltung dieses Konzepts kann auf Erträge der gegenwärtigen Debatten um den semantischen Inferentialismus und seiner normativen Folgen zurückgegriffen werden (Sellars, McDowell, Brandom, Habermas) – das gilt insbesondere für die Bestimmungen des Raums der Gründe und seiner inferentiellen Beziehungen.⁴ Es ist damit zu rechnen, dass die inferentiellen Beziehungen des Raums der Gründe von vornherein den Bereich der konventionellen Setzungen einschränken und es für die Ethik – genauso wie für jedes andere inferentielle System – strukturelle Zwänge gibt, die den Spielraum für die Ausgestaltung von Normen einengen. Würde sich diese Annahme bestätigen, hätte das auch Konsequenzen für die geltungstheoretische Bewertung des Verhältnisses von ethischem Universalismus und lokalen ethischen Werten. Denn der Austausch von Gründen, der die ethische Binnensituation der europäischen Gesellschaft kennzeichnet, könnte sich auch als tragfähige Verfahrensweise für die interkulturelle Politik der Menschenrechte erweisen.

4 Siehe Wilfrid Sellars: *Empiricism and the Philosophy of Mind* [1956], Cambridge, Mass. 1997; John McDowell: *Mind and World*, Cambridge, Mass. 1994; Robert Brandom: *Making It Explicit. Reasoning, Representing and Discursive Commitment*, Cambridge, Mass. 1994; Jürgen Habermas: *Wahrheit und Rechtfertigung. Philosophische Aufsätze*, Frankfurt/M. 1999; Robert Brandom: *Articulating Reasons. An Introduction to Inferentialism*, Cambridge, Mass. 2000.

Schließlich muss noch die Frage nach dem europäischen Menschenbild gestellt werden, das sich in den verschiedenen Erklärungen und Konventionen manifestiert. Es lassen sich in diesem Zusammenhang drei Hauptströmungen in der modernen europäischen Gesellschaft ausmachen: das ökonomische, das naturwissenschaftliche und das ethische Menschenbild. Das Menschenbild, das dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt zugrunde gelegt wird, sowie das Menschenbild, das sich in den Liberalisierungs- und Globalisierungsprozessen der Weltwirtschaftssysteme ausdrückt, sind gleichermaßen typische Ausprägungen der europäischen Moderne. Beide Menschenbilder sind wiederum von einem Bild des Menschen als einer Person mit moralischen Ansprüchen zu unterscheiden, das nicht zuletzt die Grundlage des Menschenrechtsdiskurses bildet. Es ist darauf hingewiesen worden, dass die europäische Ideengeschichte auch ein anthropologisches Gegenbild hervorgebracht hat, das modernisierungskritisch angelegt ist und zumindest teilweise universalisierungsskeptische Positionen außerhalb von Europa prägt. Sowohl die Quellen dieser Menschenbilder, die in der Tradition der europäischen Philosophie und Naturwissenschaft zu suchen sind, wie auch ihr spannungsreiches Verhältnis zueinander, sind als bestimmende Einflüsse eines modernen Selbstverständnisses zu betrachten, dessen interne Differenziertheit in den interkulturellen Diskursen nur unzureichend zur Geltung gebracht wird.⁵

Überdies sind jenseits des transatlantischen Kulturraums mittlerweile eine Reihe von lokalen Spezifizierungen des Menschenrechtsgedankens entwickelt worden.⁶ Von europäischer Seite müssen diese Ansätze unangesehen der Geltungsproblematik ernst genommen werden, weil sie auf implizite Idealisierungen und Wertsetzungen der europäischen Politik der Menschen-

5 Siehe Charles Taylor: *Sources of the Self. The Making of the Modern Identity*, Cambridge, Mass. 1989; Jürgen Habermas: *Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politischen Theorie*, Frankfurt/M. 1996; Jürgen Habermas: *Braucht Europa eine Verfassung?*, in: ders.: *Zeit der Übergänge*, Frankfurt/M. 2001.

6 Neben der Europäischen Konvention zum Schutz der Menschenrechte und Grundfreiheiten (1950) sind unter anderem die Amerikanische Konvention über Menschenrechte (1969), die Banjul Charta der Menschenrechte und Rechte der Völker (1981) sowie die Kairoer Erklärung der Menschenrechte im Islam (1990) vorgelegt worden.

rechte aufmerksam machen können. Zudem werden etliche Vorschläge zur inhaltlichen Erweiterung und Differenzierung der Menschenrechte gemacht. Ihnen muss genauso Rechnung getragen werden, wie neueren Versuchen, die Varietät der Lebensweisen als höchstes kulturelles Gut auszuweisen. Es hat in den letzten Jahrzehnten geradezu eine fortschreitende Ersetzung des Diskurses der Gleichheit durch den Diskurs der Differenz stattgefunden: Gegenüber der Politik der Gleichheit – d. i. die Menschenrechtspolitik seit der Französischen Revolution bis zu den Bürgerrechtsbewegungen in den 60er Jahren – hat sich insbesondere in europäisch beeinflussten Kulturräumen eine Politik der Differenz etabliert. Prominente Beispiele sind die Verteidigungen der Eigenständigkeit der nordamerikanischen und australischen Ureinwohner, der kulturellen Minoritäten und vor allem der Frauen in den Industrie- und Entwicklungsländern. In der Politik der Differenz geht es nicht mehr darum, als Mensch unter Menschen, sondern als Angehöriger einer bestimmten Gruppe oder Ethnie anerkannt zu werden.⁷ Weil es in der Politik der Differenz ersichtlich um Würde und Entfaltung der Persönlichkeit geht, muss sie gerade im Rahmen der Verteidigung der europäischen Idee der Menschenrechte aufgenommen und weiter entwickelt werden.

III. Dimensionen des interkulturellen Diskurses

Die Diskurse der Differenz und der internationalen Gerechtigkeit können nicht unter den Bedingungen eines zügellosen Kulturrelativismus geführt werden. Sie werden ohne Rückgriffe auf die ethischen Angebote des europäischen Universalismus die angezielten durchgreifenden Veränderungen in den nationalen und internationalen Lebensverhältnissen weder theoretisch noch praktisch umsetzen können. Sollen nicht nur lokale Ideologien verteidigt werden, müssen verallgemeinerbare und rechtfertigungsfähige Kriterien vorgelegt werden, nach deren Maßgabe bestimmte Handlungen und Zustände herbeizuführen und andere zu verwerfen sind.

7 Siehe Charles Taylor: Multiculturalism and „The Politics of Recognition“, Princeton 1992.

Der interkulturelle Diskurs ist wesentlich aussichtsreicher, wenn er sich nicht auf das stützt, was die Menschen trennt, sondern auf das, was sie verbindet. Die Angst vor dem Tod, Vorstellungen, die über den eigenen Tod hinausgehen, Familien- und Freundschaftsbeziehungen treten in allen Kulturen in unterschiedlichen Gestalten auf. Doch sind es gerade diese Zustände, über die man sich in interkulturellen Diskursen am einfachsten verständigen kann. Wird dagegen versucht, Besonderheiten der eigenen Kultur in eine fremde Kultur zu übersetzen, werden sich zwangsläufig Probleme semantischer Unbestimmbarkeit einstellen.

Der europäische Menschenrechtsgedanke bietet in dieser Problemsituation die Möglichkeit, in einer erweiterten Perspektive einen Egalitarismus auf den Weg zu bringen, der den Kern der Moral auf *alle* vernünftigen Individuen ausdehnt. Universalisierung darf denn auch nicht mit Uniformität verwechselt werden. Gerade im Fall von Gerechtigkeit zeigt sich, dass rechtfertigungsfähige Abstraktionen und Verallgemeinerungen möglich sind: Für einen bestimmten Bereich gilt etwas nicht für einige, sondern für alle. Moralische Gegenseitigkeitsverhältnisse werden nicht mehr auf *face-to-face*-Beziehungen festgelegt, sondern als strukturelles Element *jeder* menschlichen Lebensweise ausgewiesen. Der Universalisierungsgedanke wäre danach die extensionale Erweiterung der menschlichen Lebensform in der Vielheit ihrer Erscheinungsweisen.

Kritiker der ethischen Universalisierungen sehen in den Menschenrechten jedoch nur das Trojanische Pferd des interkulturellen Diskurses, in dem sich – je nach eigenem ideologischen Standpunkt – eurozentrische, liberale oder männliche Wertvorstellungen verbergen. Auch wenn diese Vorwürfe ihrerseits hochgradig ideologisch sind, machen sie dennoch auf ein Problem aufmerksam, das hinter jedem ethischen Abstraktionsverfahren lauert: Die Gefahr der Vermischung von methodisch gebotenen Abstraktionen und ideologischen Idealisierungen.

IV. Kulturrelativismus und Universalisierungen

Die abendländische Ethik muss kontextsensitiv gestaltet werden, um einen sicheren Abstand zu heimlichen Idealisierungen zu wahren. Sie sollte ihrer-

seits aber auch nicht zurückhaltend bei der Aufdeckung des heimlichen oder offenen Machtpositivismus sein, der sich hinter vielen Vorbehalten von Kulturrelativismus und Multikulturalismus verbirgt. Wenn es keine guten Gründe dafür gibt, Universalisierungen von vornherein zu verwerfen und lokale soziale Gemeinschaften vorbehaltlos zu verteidigen, können kulturelle Besonderheiten durchaus Eingang in Universalisierungen finden und Universalisierungen direkt an kulturelle Besonderheiten anschließen.

Die Traditionslinie der Ethik des Abendlandes sollte nicht in falsch verstandenen Relativierungsangeboten aufgelöst, sondern als ein universelles Angebot verteidigt werden. Dabei geht es nicht um die Durchsetzung eines vorgeblich überlegenen Standpunkts. Vielmehr müssen in dieser Traditionslinie die Gründe und Bestimmungen herausgearbeitet werden, die ihre Überzeugungskraft auch im Kontext fremder Kulturen entwickeln können. Diese müssen in ihrer eigenen kulturellen Wirklichkeit Anlässe finden, auf Bestimmungen der europäischen Ethik zurückzugreifen. Nur solche Gründe können in einen internationalen Diskurs Eingang finden, die sich jeder aus seiner besonderen kulturellen Perspektive prinzipiell zu eigen machen kann.

Der vom kulturrelativistischen Zeitgeist nahe gelegten übereilten Preisgabe der europäischen Idee der Menschenrechte ist ein interkultureller Diskurs entgegenzustellen, der einen Austausch von Gründen anstrebt. Ein solcher Diskurs wird immer unter kontingenten kulturellen Bedingungen erfolgen müssen. Damit ist aber keineswegs ausgeschlossen, dass es interkulturell vermittelbare Gründe gibt, zwischen besseren und schlechteren Lebensbedingungen zu unterscheiden und bestimmte menschliche Eigenschaften und Fähigkeiten für wertvoller zu halten als andere.

Vor dem Hintergrund interkultureller Universalisierungen muss der philosophische Umgang mit den Menschenrechten als ein ethisches Projekt aufgefasst werden, in dem es hauptsächlich um die wechselseitige Bestimmung von moralischer Bildung und Gerechtigkeit, von Partikularität und Universalität geht. Der europäisch initiierte Menschenrechtsgedanke ist zudem ein optimistisches Projekt: Es setzt voraus, dass die menschliche Lebensform prinzipiell in der Lage ist, ihre natürlichen und sozialen Be-

dingungen um normative Bestimmungen zu erweitern, und es hält Moralität in dem Sinne für wirklich, dass sie uns sagt, was zu tun ist, und uns auch dazu bewegt, es tatsächlich zu tun.

Skeptiker wie Kritiker werden nicht auf begründete Weise in Abrede stellen können, dass Personen innerhalb und außerhalb von Europa Menschenrechte als Werte anerkennen, an denen sie ihre Handlungen *auch* ausrichten. Dieser praktische Anhalt ist ausreichend, eine ethische und politische Dynamik mit interkulturellen Ausmaßen in Gang zu setzen. Der Kreis derjenigen Personen, die Menschenrechte als Leitbilder und Fluchtlinien ihrer Handlungsgeschichten begreifen, konstituiert sich nicht über kulturelle Zugehörigkeit. Menschenrechte stehen vielmehr im argumentativen Zentrum von Diskursen, die nachdrücklich soziale Phänomene und politische Entwicklungen kritisieren, die ersichtlich aus Europa hervorgegangen sind. Insofern können Menschenrechte unangesehen ihrer universalistischen Herausforderungen als eine Form europäischer Selbstkritik aufgefasst werden.

Theo Kobusch

Globalität und die philosophische Idee der Weltverantwortung

Der Begriff der Globalität bezeichnet den Zustand einer weltweiten Verknüpfung, der der Globalisierung den entsprechenden Prozess.

Auf mindestens drei Gebieten ist die Globalisierung inzwischen geradezu empirisch greifbar geworden: Da ist zunächst die Entwicklung des internationalen Handels. Wie immer in der Geschichte macht uns – auf empirischem Wege - der Handel zuallererst bewusst, dass wir in der *one world* leben.

Technik und Industrie, Handel und Verkehr, so stellte bereits Karl Marx fest, verwandeln die Geschichte in Weltgeschichte.

Da ist des weiteren die Globalisierung der Unternehmen zu beobachten. Weltumspannend haben sie inzwischen ihre Niederlassungen und Filialen angelegt.

Drittens ist es die Globalisierung der Finanzmärkte, die uns das Bewusstsein vermitteln, weltweit verknüpft und vernetzt zu sein. Die internationalen Bankverbindungen, die internationalen Anleihen, die Devisentransaktionen u.a.m. zeigen das in aller Deutlichkeit.

Diese drei Indikatoren der Globalisierung sind gewiss Basis und Ermöglichungsgrund weiterer Verbindungen, aber sie setzen doch ihrerseits schon ein – wenn man so sagen kann – globales Bewusstsein voraus. Um diese bewusstseinsmäßigen Voraussetzungen, die alle in Europa ausgebildet wurden, geht es hier. Insofern muss überlegt werden, ob im Titel nicht auch die zugespitzte Aussage enthalten ist, dass die Gestaltung der Globalität in aller Welt auf das logozentrische Denken des Abendlandes zurückgeht.

Ich möchte im Folgenden nur wenige Punkte nennen, die im Zusammenhang der Frage nach den Ursprüngen globalen Denkens eine Rolle spielen könnten.

Was weltweiten Handel aber erst möglich machte, ist die Ausbildung des Bewusstseins, mit der übrigen Welt als ganzer verbunden zu sein. Die Philosophie spielt in diesem Zusammenhang eine besondere Rolle. Der sprichwörtlich berühmte Kosmopolitismus der Stoa scheint der erste Beleg für ein reflektiertes weltweites Denken zu sein. Die christliche Philosophie hat diese Einstellung übernommen. Sie hat Einzelne dazu animiert, nach neuen Ufern Ausschau zu halten. Im Mittelalter gibt es die von christlichen Theologen geschriebenen, also gewiss inszenierten Religionsgespräche mit anderen Weltreligionen, aber eben auch die Religionsphilosophie eines Roger Bacon, die deutlich unter dem Eindruck des Religionsgesprächs stehen, das der Franziskaner Wilhelm Rubruck am Hof des Mongka Khan mit Buddhisten, Moslems, Nestorianern u.a. geführt hatte. Die Religionsphilosophie zeigt nicht nur, dass sich alle Religionen und Völkerschaften wie die Juden, Christen, Muslime, Sarazenen, Tataren und Inguren (die im Karakorum eine buddhistische Form der Religion hatten) auf eine göttliche Offenbarung berufen, sondern auch, dass allen die natürliche Theologie des Monotheismus zugrunde liegt. Ich verweise des weiteren auf die Tatsache, dass Christoph Kolumbus die Schrift *imago mundi* des Pierre d'Ailly benutzt hat, ohne die er Amerika nicht entdeckt hätte.

Notwendige Voraussetzung für ein globales Bewusstsein ist sicher die durch das Christentum in unsere Welt gekommene Idee vom Menschen als Menschen. Schon Hegel sagt: Plato und Aristoteles, Cicero und die römischen Rechtslehrer hatten diesen Begriff nicht. Sie wussten, dass ein Athener, ein römischer Bürger frei ist oder dass es Freie und Unfreie gibt, aber nicht, dass der Mensch als Mensch frei ist. „In der christlichen Religion kam die Lehre auf, dass vor Gott alle Menschen frei sind“. Diese Bestimmung macht die Freiheit unabhängig von Geburt, Stand Bildung usf. – Tatsächlich ist der Ausdruck „Mensch als Mensch“ erst in christlichen Texten belegbar.

Damit hängt auch jene erstmals in der Aufklärungszeit formulierte, aber auf das Mittelalter zurückgehende Idee zusammen, nach der es die dem Menschen als solchem zukommende Würde, d.h. einen absoluten unendlichen Wert, gibt, eine Idee, ohne die globale Politik nicht mehr möglich ist.

Mit der Freiheit hängt zusammen: der Personenbegriff. Das Christentum hat ihn in seiner Geschichte erst eigentlich entwickelt, vor allem auch den Gedanken, der noch in unserem Grundgesetz steckt: Die Person und ihre Würde sind unantastbar, weil sie einen absoluten Wert darstellen und niemals bloß als Sache behandelt werden dürfen. Weder die allgemeine Erklärung der Menschenrechte von 1948 noch die Formulierungen von Grundrechten in einzelnen Verfassungen sind ohne diese universalistischen Ideen der Philosophie denkbar.

Darüber hinaus hat nachweisbar die christlich inspirierte Philosophie die Sensibilität für die Ganzheit des Menschengeschlechts geschärft. Augustinus spricht vom „ganzen Menschengeschlecht“, das Gegenstand für seine Geschichtstheologie ist. Bonaventura von der „Würde“ des Menschengeschlechts, die durch das Werk Christi geadelt wird.

Damit ist ein weiteres Stichwort gefallen, das für das Entstehen einer globalen Ausrichtung von Bedeutung ist: Die Ausbildung einer „universalen Ethik“ bei Pufendorf, nämlich als Naturrecht, das auf den Persongedanken gegründet ist. Hier, in der Pufendorfrezeption, wird die Idee der dem Menschen als solchem zukommenden Rechte und Pflichten geboren – hier wird der Boden bereitet für die Entstehung des modernen freiheitlichen Rechtsstaates nach dem Feudalstaat: Menschenrechte werden Bürgerrechte, verfassungsmäßig garantiert. Hegel nennt ihn deswegen „einen der wichtigsten Exportartikel Europas“ und seine Entstehung ein weltgeschichtliches Ereignis.

Mit Pufendorf oder vielleicht schon mit den Spaniern kam es zu einer weiteren neuen Einrichtung, die als Zeugnis eines weltumspannenden Bewusstseins angesehen werden kann, nämlich zur Ausbildung der Idee des Völkerrechts, nach dem die einzelnen Staaten wie Personen, d.h. als *persona moralis composita*, angesehen und in ihrem Verhältnis zueinander betrachtet werden.

Zwei Aufgaben stellen sich auch der Philosophie angesichts der Globalisierung: Wie kann der Friede unter den Religionen denkbar gemacht und d.h. gewahrt werden, wo sie doch ständig jetzt, im Zeitalter der Globalität, aufeinander treffen mit ihren Absolutheitsansprüchen? Da es hier um die Gestaltung der Globalität in Europa geht, muss die entsprechende Frage lauten: Von welchem Bewusstsein muss das Christentum bestimmt sein, damit eine solche friedliche Koexistenz der Religionen möglich ist?

Bei Lessing im Nathan heißt es, von Nathan selbst ausgesprochen: „Denn was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden“.

Der erste Schritt war in einer großen christlichen Tradition schon gemacht worden: In der Patristik, in der Renaissance, in der Aufklärung, z.B. Mendelssohn, dann auch bei den Romantikern, bei Schlegel, Solger, Novalis, Baader, Görres, auch Schelling gibt es die Vorstellung von einem universalen, d.h. weltumspannenden, in diesem Sinne globalen Christentum bzw. Judentum, das alle Weisen und Gerechten aller anderen Kulturen einschließt – Inklusion, nicht Exklusion (gegen Assmann)

Der zweite Schritt muss noch getan werden: Die Freiheitsidee ist ein globales Phänomen. Hegel sagte, Geschichte ist der Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit, ein Fortschritt, der auch empirisch nachweisbar ist. Menschenrechte und Freiheit haben einen universalen Anspruch: für alle. Wenn aber Freiheitsanspruch, dann auch Verantwortung. Seit dem 20. Jh. gibt es den Begriff der „Weltverantwortung“. Ursprünglich ist er in der Theologie beheimatet, wurde dann aber auch in der Philosophie wichtig. Hier sind Arbeiten von Georg Picht und Hans Jonas einschlägig. Hans Jonas: Totalität oder Globalität der Verantwortung mit besonderem Blick auf die Zukunft: die „gesamte Biosphäre des Planeten, wofür wir verantwortlich sein müssen, weil wir Macht darüber haben“. Doch eine solche Weltverantwortung hält der Einzelne gar nicht aus, deswegen müssen gute Institutionen her, die – nach Arnold Gehlen – Entlastungscharakter haben und die dieser Weltverantwortung des Menschen gerecht werden können. Die vornehmste Aufgabe der Weltpolitik kann also nur in der Einrichtung neuer vernünftiger Institutionen bestehen, durch die es möglich und legitim wird, ggf. auch nationale Grenzen und Souveränitäten zu durchbrechen.

Tilman Mayer

Umgang der Politischen Wissenschaft mit dem Strukturmerkmal Globalität

I. Skizzierung der Fragestellung

Mit der Europäischen Union (EU) liegt eine regionale Struktur vor, die das Strukturmerkmal Globalität stützt. Die EU ist nicht global, sondern regional angelegt, aber sie strukturiert Globalität.

Die EU ist als supranational wirkende Governancestruktur ein auf die Globalität einwirkender Faktor. Gleichwohl sind die Nationalstaaten sehr präsenste Machtfaktoren, die einerseits sowohl in die EU integriert sind und andererseits auch selbst als Träger von Globalität fungieren.

Sowohl die EU als Ganzes als auch die virulent bleibenden europäischen Nationalstaaten bleiben starke Kräfte was die Mitwirkung im internationalen Mächtekonkordat, UNO, NATO, IWF etc. angeht.

Es wird die Auffassung vertreten, dass die Nationalstaaten sich im Prozess der Konvergenz (Europäisierung) befinden und nicht nur wegen der EU im Unterschied zu außereuropäischen Staaten vergleichsweise gleichgerichtet auftreten. Insofern ist von einem starken europäischen Impuls in Richtung Globalität auszugehen! Dieser Impuls hat eine gut 100-jährige Geschichte! Das heißt, eine erste europäisch zentrierte Globalisierung, von dort maßgeblich ausgehende, hat es schon früher gegeben, aber die Unterbrechung Zweiter Weltkrieg hat diese Entwicklung stark heruntergefahren.

Zusammenfassend lässt sich folgendes sagen:

Es gibt zwei Vektoren, die auf Globalität deuten:

1. Die Intention und praktische Interdependenz der europäischen Nationalstaaten, die im Konzert miteinander Globalität europäisch – weit über Europa hinaus – profilieren.
2. Die EU als organisierte, supranational agierende Wirkungseinheit, die ihrerseits auf Globalität einwirkt und den Globalisierungsprozess weltweit mitprägt.

II. Kategorial-Systematischer Zugriff

Der Prozess der Globalisierung hält an. Er ist gleichwohl störrisch. Er führt zu heftigen Diskussionen innerhalb der Politikwissenschaft. Eine ähnliche Kontroverse besteht bei der Beurteilung der EU: ist sie eher supranational oder intergouvernemental verstehbar?

Will man sich, um das Gestaltungsspektrum analytisch zu erfassen, behelfen, so lassen sich heuristisch folgende Kategorien identifizieren:

national – transnational

Die These dabei lautet, dass die meisten politischen großen Fragen sich heutzutage eigentlich nur noch transnational lösen lassen. In dieser Argumentation wird proeuropäisch, pro EU Position bezogen.

Kritiker verweisen auf die Flexibilität nationaler Ansätze und die größere Akzeptanz nationaler Politikansätze, die es international zu koordinieren gelte. Schließlich sei die EU seit eh und je ein Zusammenschluss von Nationalstaaten.

Renationalisierung – Denationalisierung

Die Globalisierung beruhe auf einem Prozess der Denationalisierung, sie sei konstitutiv für jeden modernen, fortschrittlichen Politikansatz.

Die überall feststellbare Entgrenzung, zumindest im europäischen Raum, deute auf Denationalisierung hin. Europa sei auch viel zu klein, um als politikgestalterische Größe seinerseits nochmals untergliedert werden zu können.

Bundesstaatliche Tendenzen, als Zukunftsperspektive für die EU propagiert, deuten in diese Richtung. Bundesstaatlichkeit bedeutet („f-word“ in Großbritannien) eine notwendige, dem Raum angemessene, Zentralisierung.

Denationalisierung ist ein „top-down“-Ansatz.

Renationalisierung dagegen kann, so gesehen, nur als Rückschritt oder Rückbau verstanden werden.

Andererseits wird eine „bottom-up“-Perspektive unter Demokratiegesichtspunkten nicht hintergebar sein. Volkssouveränität baut sich nicht über immer größere Abstimmungspopulationen (EU 27) auf, sondern nach wie vor entlang sprachlich, historisch, kulturell und staatlich verfasster Linien.

Insofern ist Renationalisierung ein Korrektiv zu planerisch überbordenden Gestaltungsperspektiven.

Globale Perspektiven im imperialen Zeitalter des 19. Jh.s wie im demokratischen Zeitalter (20. Jh.) wurden nachhaltig von besonderen Nationalstaaten getragen. (Niederlande, Großbritannien, Spanien).

Im Kontext EU wird diskutiert, ob eine Renationalisierung des Agrarsektors entlastend wirke.

Das Subsidiaritätsprinzip befürwortet kleinere Einheiten.

Steuerungsfähigkeit – Steuerungsverlust

Große, weltweite Entwicklungstrends, besonders des Finanzkapitalismus, führen zu Steuerungsverlusten der Nationalstaaten. Deshalb wird ein Governanceansatz jenseits der bisherigen Staatlichkeit als einzig zielführend angesehen.

Weltweit bestehenden Steuerungseinheiten wie der Weltbank und dem Internationalen Währungsfonds kommen noch mehr Bedeutung zu.

Strukturell könne ein Mehrebenensystem unterschieden werden, wobei die globale Ebene mehr und mehr Profil gewinne.

Dagegen wird eingewandt, dass es die zu internationaler Kooperation bereiten Nationalstaaten seien, die die internationalen Institutionen trügen und unterstützten.

Im Krisenfall, wie aktuell seit 2008, restrukturieren die Nationalstaaten – konzertiert – die internationale Ordnung und garantieren angesichts der Sklerose von Finanzsystemen massiv die Steuerbarkeit nationaler und internationaler Systeme, koordinieren in globaler Perspektive proaktiv Initiativen zur Ressourcensicherung.

Dominanz der Politik – Verschwinden der Politik bzw. Verlust ihres Dominanzcharakters

Die Globalisierung sei per Definition – so ist vielen soziologisch angelegten Weltansichten zu entnehmen – so angelegt, dass Politik und politische Deutungs- und Steuerungsansprüche deklassiert worden seien, zugunsten gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, zunehmend auch sozialer, natürlich medialer Vernetzungen, aus denen bereits eigene Strukturen entstanden seien, die nicht mehr einzufangen/kontrollierbar seien. Deshalb spielten Grenzen keine Rolle mehr, würden zerfasert.

Eine neue Klasse, die Hyperbourgeoisie, sei entstanden, die der Politik eher diktiert als umgekehrt. Politik ist nicht mehr Herrin der Welt usw. Politik ist nach einer soziologischen Theorie zu einem Subsystem von Gesellschaft herabgestuft, degradiert worden.

Dagegen wird grundsätzlich bezweifelt, dass die Welt dereguliert funktioniere. Staat und Rechtssysteme setzen Regeln, definieren das Gewaltmonopol und garantieren dadurch Frieden.

Weltkapitalismus und welthandelsbezogene Machtansprüche gibt es seit dem Aufkommen des Kapitalismus, ohne dass an der letztlichen Dominanz der Politik zu zweifeln sei.

Die Schwierigkeit der Einflussnahme auf den Globalisierungsprozess hat demnach nicht die Welt der politischen Akteure zum Verschwinden gebracht.

Im Übrigen gebe es genügend Differenzierungsmöglichkeiten entlang der keinesfalls überflüssigen politischen Kategorie *good governance – bad governance*! Vernetzung sei unstrittig, aber wer die Netze bestimme oder kontrolliere, sei die Frage.

III. Die Erfindung der Globalität – eine realwirtschaftliche, realpolitische, realgeschichtliche Entwicklung

Konstruktivistische Ansätze negieren nahezu die Existenz von Entitäten – diese, wie die Nation, seien eigentlich erfunden. Globalität als Erfindung zu verstehen bedeutete, dass man erkennen soll, wie stark die Vorstellung von Globalität realitätsbildend sei. Ob also Globalität existiere, sei fraglich, dass darüber geredet werde und sie insofern existiere, sei klar. Die Welt als Wille und Vorstellung könne auch Globalität encadrieren.

Dagegen steht die intersubjektiv, intergenerativ nachweisbare Existenz kollektiver Einheiten. Wirtschaftssysteme, Rechtssysteme, geschichtlich-empirische Überlieferungen, Sprachen seien Faktoren, die auch im Zeitalter der Globalität persistieren.

Diese Thematik ist noch immer umstritten.

Das **Zentrum für Europäische Integrationsforschung (ZEI)** ist ein interdisziplinäres Forschungs- und Weiterbildungsinstitut der Universität Bonn. *ZEI – DISCUSSION PAPER* richten sich mit ihren von Wissenschaftlern und politischen Akteuren verfassten Beiträgen an Wissenschaft, Politik und Publizistik. Sie geben die persönliche Meinung der Autoren wieder. Die Beiträge fassen häufig Ergebnisse aus laufenden Forschungsprojekten des ZEI zusammen.

The **Center for European Integration Studies (ZEI)** is an interdisciplinary research and further education institute at the University of Bonn. *ZEI – DISCUSSION PAPER* are intended to stimulate discussion among researchers, practitioners and policy makers on current and emerging issues of European integration and Europe's global role. They express the personal opinion of the authors. The papers often reflect on-going research projects at ZEI.

Die neuesten ZEI Discussion Paper / Most recent ZEI Discussion Paper:

- C 180 (2008) Jeffrey Herf
"The Jewish Enemy" Rethinking Anti-Semitism in the Era of Nazism and in Recent Times
- C 181 (2008) Marcus Höreth / Jared Sonnicksen
Making and Breaking Promises. The European Union under the Treaty of Lisbon
- C 182 (2008) Anna Niemann / Sonja Ana Luise Schröder / Meredith Catherine Tunick (eds.)
Recovering from the Constitutional Failure. An Analysis of the EU Reflection Period
- C 183 (2008) Yannis Tsantoulis
Subregionalism in the Black Sea and the EU's Role. Incentives, Obstacles and a 'New Synergy'
- C 184 (2008) Ludger Kühnhardt
African Regional Integration and the Role of the European Union
- C 185 (2008) Hans-Gert Pöttering
European Union – New Impulses for the Decade Ahead
- C 186 (2008) Jürgen Nielsen-Sikora
Europa der Bürger. Darstellung und Interviews (mit Peter Altmaier, Barbara Gessler, Ruth Hieronymi und Hans-Gert Pöttering)
- C 187 (2008) Ján Figel'
Reflecting on the European Year of Intercultural Dialogue
- C 188 (2008) Lazaros Miliopoulos
Begriff und Idee „atlantischer Zivilisation“ in Zeiten transatlantischer Zerreißproben
- C 189 (2008) Carl Christian von Weizsäcker
Regionalisierung der Regulierung im Bitstromzugangs-Markt?
- C 190 (2008) Sonja Schröder
The 2007-2013 European Cohesion Policy. A New Strategic Approach by the Commission?
- C 191 (2009) Meredith Tunick
Promoting Innovation in the European Union. On the Development of Sound Competition and Industrial Policies
- C 192 (2009) Frank Decker/Jared Sonnicksen
The Election of the Commission President. A Presidential Approach to Democratising the European Union
- C 193 (2009) Aschot L. Manutscharjan
Der Berg-Karabach-Konflikt nach der Unabhängigkeit des Kosovo
- C 194 (2009) Wiebke Drescher
The Eastern Partnership and Ukraine. New Label – Old Products?
- C 195 (2009) Ludger Kühnhardt/Tilman Mayer (Hrsg.)
Die Gestaltung der Globalität. Neue Anfragen an die Geisteswissenschaften

Die vollständige Liste seit 1998 und alle Discussion Paper zum Download finden Sie auf unserer Homepage: <http://www.zei.de>.

For a complete list since 1998 and all Discussion Paper for download, see the center's homepage: <http://www.zei.de>.

ISSN 1435-3288

ISBN 978-3-936183-95-5

Zentrum für Europäische Integrationsforschung
Center for European Integration Studies
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Walter-Flex-Straße 3
D-53113 Bonn
Germany

Tel.: +49-228-73-4960
Fax: +49-228-73-4984
<http://www.zei.de>